



879
Bibl. cant. VS Kantonsbibl.



1010171589



2631





Der hl. Bernhard von Menthon.

Leben und Wirken
des
hl. Bernhards von Menthon,
samt
geschichtlichen, geographischen und statistischen
Motiven
über die
zwei von demselben gestifteten Hospize
auf dem
großen und kleinen St. Bernhardsberge
und
demjenigen auf dem Simplon.

Gesammelt und dargestellt
von
einem Ordensgeistlichen des Kts. Wallis.

L. Burgher

Mit 2 Kliographien und 2 Holzschnitten.

2210494

Lucern, 1856.

Druck und Verlag von Gebrüdern Näber.

TA 401



2016
Aug)

2016

G e r w o r t.

Uas der hl. Johannes sagt: „Gott ist die Liebe“, und der hl. Paulus: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist“, — zeigt sich auf die schönste und mannigfältigste Weise in der katholischen, von Jesus Christus gestifteten Kirche. Beweckt und angetrieben von diesem Geiste der göttlichen Liebe, ist sie Allen Alles, und ob schon sie vorzüglich ihren Blick auf das Geistige richtet, gibt es doch auch kein zeitliches Elend und keine Not in der menschlichen Gesellschaft, die durch ihre treuen Kinder sie nicht zu heben, oder wenigstens zu lindern sich bemüht. Sie sendet dieselben bis an die entlegensten Grenzen der Erde, um das Reich Gottes auszubreiten und alle Menschen jedes Standes und Alters in dasselbe einzuführen. Sie pflegt auch mit unermüdlicher Liebe ihre franken Glieder in den Siechenhäusern und Spitälern, verwandelt Wildnisse in fruchtbare Länder, unterrichtet die Kleinen und Unwissenden, befreit die Gefangenen aus den Fesseln der Ungläubigen,

und überwindet siegreich alle Hindernisse, welche die Macht der Finsterniß oft ihr entgegenstellt. Sie erschreckt selbst vor wilden und hohen Gebirgen nicht, daß sie nicht auch ihre mütterlichen Arme dahin ausstreckt, damit ja keines ihrer Kinder wo immer hilflos gelassen werde, was wir ganz vorzüglich an der milden Stiftung auf dem St. Bernhard'sberge und an ihrem heiligen Begründer sehen. Die Welt bewundert die siegreichen Croberer, welche mit Armeen die steilsten Berge überstiegen, und Völker und Reiche sich unterwarf; um wie vielmehr müssen wir einen Mann bewundern, der, von der Gottes- und Mächtstenliebe so ganz durchglüht, Vater und Mutter, Reichthümer und Ehren verläßt, der auf wilde Gebirge hineilst, wo die Natur ihre Pflanzen verbirgt, Stürme und eiskalte Winde beständig toben, wo Lawinen und Schneemassen gewaltsam herniederstürzen und den friedlichen Bewohner unter einen tiefen Schutt zu begraben drohen! Welch' eine Hochachtung, sage ich, verdient ein solcher Mann nicht, der diesen Gefahren nur deßhalb sich ansiezt, um dem Ruße Gottes zu folgen und den Pilgern und Reisenden in Todesgefahr mit fühlern Muthe beizustehen!

Und dieser große Mann der Liebe ist Bernhard von Menthon, der im zehnten Jahrhundert auf den penninischen Hochalpen den Götzendienst zerstörte und zwei Hospize zur Unterstützung der Reisenden gründete. Auf

dem Jupitersberge wirkte er viele Jahre in völliger Hin-
gebung und Aufopferung, sammelte eine Genossenschaft
um sich, die nach seinem Tode das begonnene Werk der
glühenden Gottesliebe ohne Unterschied gegen alle Fremd-
linge fortsetzen sollte. Und in der That! würdige Söhne
hat er berufen; sie haben den Geist ihres Meisters in sich
aufgenommen, durch so viele Jahrhunderte hindurch unun-
terbrochen bis auf die Gegenwart mit manchen Beschwer-
den, Gefahren und Empörungen den Durchwandernden
sich hingegaben, Tausende und abermal Tausende gespei-
set, getränkt, beherberget, und aus den Gefahren des
Todes, wie Engel vom Himmel gesandt, gerettet.

Mögen Diejenigen, die das Leben des hl. Stifters
und das großartige Wirken seiner Söhne lesen, zum All-
vater im Himmel flehen, daß er seinen Beistand diesem
opferwilligen Institute nicht entziehe! Mögen Jene, die
Gottes Güte mit zeitlichen Gütern im Ueberflusse segnete,
ihre Gaben dieser preiswürdigen geistlichen Verbrüderung
zur Unterstützung der Armen und Reisenden immerhin
zusenden! Mögen Regierungen, Fürsten und Könige, wie
ehemals, ihre Freigebigkeit großmuthigst fortsetzen! Trägt
vorliegende Schrift etwas dazu bei, so ist der Zweck des
Herausgebers erreicht.

Schwach an Kräften zwar, aber in guten Treuen,
wurde möglichst aus reinen Quellen gesammelt und ge-
forscht, und Vieles bisanhin Unbekannte dürfen nun

diese Blätter aufdecken. Dessen ungeachtet könnte ich nur schüchtern damit vor die Öffentlichkeit treten, hätten nicht sachvertraute Männer meinen etwas gesunkenen Mut gehoben. Vor Allen aber gebührt der volleste Dank Eucerns Stadtarchivaren Joseph Schneller, dem viel verdiensten Mitverfasser der trefflichen Liturgia sacra und dem rastlosen Vorstande des historischen Vereins der 5 alten Orte, welcher meine Arbeit, nach Durchsicht und Prüfung, für den Druck vollends geeignet befunden und bei meinen Obern und Andern bestens anempfohlen hat. Ist etwas Gutes und allfällig Verdienstliches in diesen Bogen, Er hat es freundlichst gepflegt und gefördert.

..... den 15. Aprils 1856.

Der Herausgeber.

I.

Leben und Wirken

des

heil. Bernhards von Menthon.

Draußen blieb kein Fremdling; meine Thüre
war offen dem Wanderer.

Job 31, 32.

1.

Bernhards Geburt.

Vährend des zehnten und elften Jahrhunderts konnte die Kirche in voller Wahrheit zu ihrem göttlichen Bräutigam sagen: Du hast meine Tröstungen nach dem Umsange meiner Leiden zugemessen. In der That, viele Thränen waren geflossen aus den Augen dieser theuern Braut. Um sie zu trocknen, erweckte Gott eine Menge Personen von ausgezeichneter Heiligkeit. Wenige Jahrhunderte werden uns so Viele auf dem bischöflichen Stuhle und auf dem Throne vorweisen, die da sind, um auch der Nachwelt zu bezeugen, daß in den bösen Tagen die Religion eben so mächtig ist, Heilige hervorzubringen, als in den glücklichsten Zeiten.

Was uns ferner die belebende Thätigkeit und Kraft dieser unsterblichen Kirche zeigt, ist, daß die Sorge, ihre Wunden zu heilen, sie nicht hinderte, selbst über die leiblichen Bedürfnisse ihrer Kinder zu wachen. Um diese Zeit erschien eines jener Wunder der Liebe, das Alles offenbart, was Göttliches in der Macht des Christenthums liegt, und Alles, was das Herz der katholischen Kirche Mütterliches in sich hegt.

Dieses große Wunder der Liebe ist Bernhard von Menthon, dessen Leben wir jetzt erzählen. Er erblickte das Licht der Welt den 15. Feum. 923 auf dem Schlosse Menthon¹⁾ bei Annecy im Genfergebiete. Sein Vater hieß Richard von Menthon, und stund, seines Adels und Reichthums wegen, in großem Ansehen; die Mutter, Berlione, stammte von Duin, war eine Enkelin Oliviers, Grafen von Genf, Pairs von Frankreich, und Waffengenosßen Karls des Großen bei seinen Eroberungen.

Die Freude der Eltern war bei der Geburt ihres Sohnes überaus groß; um was sie schon lange im Gebete und Ausübung guter Werke dringend den Himmel angefleht hatten, das ward ihnen gewähret in diesem hoffnungsvollen Kinde; und sie warteten nicht lange, die heilige Taufe an ihm vollziehen zu lassen, aus der ihn als Pathen der Baron und die Baronin von Beaufort hoben. Der Knabe entwickelte sich in der ersten Blüthe an Körper und Geist über alle und jegliche Erwartung, nahm zu an Bescheidenheit, Güte und kindlicher Andacht, und als er sieben Jahre zählte, brieften sie den berühmten German zu seinem Erzieher (Hofmeister), damit dieser ihm die Anfangsgründe in der latei-

1) Das Haus Menthon war schon im zehnten Jahrhundert berühmt und wurde unter die blühendsten Savoyens gezählt; Adel, Reichtum und Tugend haben es empor und jetzt noch steht's in vollem Glanze und Herrlichkeit da. Wie viele Schlösser haben seither Kriege, Volkswuth und Flammen zerstört! Nur Ruinen, nackte Felsen und wilde Pläne erblickt der Wanderer; edle Geschlechter sind verschwunden, ihr Name erloschen; der Name Menthon aber ist noch die Bierde der Gegend.

nischen Sprache beibringe. Dieser vortreffliche Lehrer fand an seinem Schüler so viele Neigung und natürliche Anlage zu den schönen Wissenschaften, daß dieser in kurzer Zeit unter seiner Anleitung größere Fortschritte machte, als Andere in vielen Jahren unter bedeutenden Ausgaben und Opfern.

2.

Bernhard studirt in Paris.

Die sorgfältige Erziehung, die Bernhard in Menthon genossen, und die schnellen Fortschritte in den Studien bewogen die Eltern, den Sohn nach Paris zu senden, um eine standesmäßige Ausbildung ihm zukommen zu lassen. Erst vierzehn Jahre alt, soll er schon in die weltberühmte Stadt der Franzosen hinwandeln! Wie schwer kommt ihn die Trennung von seinen herzgeliebten Eltern an! Doch ihr Wille ist der seine. Er nimmt rührenden Abschied und zieht mit ihrem Segen in Begleitung seines Erziehers und zweier Bedienten nach Paris. Hier lag er drei Jahre den philosophischen Studien ob, in denen er sich gründliche Kenntnisse erwarb; die übrige Zeit verwendete er zu Erlernung anderer Fächer, welche mit seiner Geburt und seinem Stande übereinstimmten. Nach Vollendung der Philosophie öffneten sich dem Gebildeten anlockende Aussichten für seine zukünftige Standeswahl. Einziger Sohn, Erbe eines großen Vermögens, aus einer adeligen Familie entsprossen, das sind geeignete Mittel, die den Weg zu den wichtigsten Aemtern in der Welt bahnen. Nach damaliger Sitte waren die gewöhn-

lichsten Kriegsdienste, oder aber die ersten Stellen im Staate, oft mit einer glänzenden Heirath verbunden. Die Eltern, die von Zeit zu Zeit ihn mit Briefen beehrten, redeten gerne von seiner Standeswahl, stellten es ihm anheim, unter diesen zweien nach seinem Wunsche zu wählen. Wie älter er wurde, desto mehr dachte er an die bevorstehende Wahl; er erwog den Soldatenstand, und was erblickte er damals in demselben? Jügellosigkeit, Ausschweifungen aller Art und Unsitlichkeit herrschten unter den Truppen, von denen auch die Anführer nicht ganz frei waren. Die Staatsämter schienen ihm gefährlich; Andere richten, Recht sprechen, oder Verurtheilen, wie leicht, sagte er, kann man da sein Seelenheil auf's Spiel setzen, oft mit dem besten Willen sich verfehlten! Von jetzt an empfand er Ekel vor den genannten Würden, und suchte sie aus seinem Gedächtnisse und Herzen zu verdrängen. Noch war in ihm ein innerer Kampf, eine Unentschlossenheit, die ihn nicht wenig in Besorgniß setzte; er wandte sich in gläubigem Vertrauen zum Himmel und bat um Erleuchtung und Beistand von Oben, der ihn auch bald sichtbar erhörte, indem er von nun an nicht nur einen förmlichen Abscheu gegen die politischen Ehrenstellen fasste, sondern gänzlich zum geistlichen Stande sich hingezogen fühlte. Er begann sofort das Studium der theologischen Wissenschaften.

3.

German gibt Bernhard weise Lehren im Betress der Standeswahl.

Unser Schüler konnte die gefassten Entschlüsse seinem Erzieher nicht länger vorenthalten. Er entdeckte in Offenheit sein Vorhaben, in den Priesterstand zu treten und durch das Gelübde der beständigen Keuschheit unwiderruflich mit diesem sich zu verbinden. German, ein Mann von großem Verstande und Frömmigkeit, benützte den Anlaß, seinen Jüngling darüber zu belehren. „Geloben Sie nicht“, sprach er, „ohne vorangehende Prüfung die lebenslängliche Jungfräulichkeit an! Der Priesterstand ist ein erhabener, ein dem Neide des Teufels ausgesetzter, es fordert Muth, ihn anzutreten, und heldenfeste Tugend, darin zu verharren.— Jesus Christus, der Stifter des neuen Bundes, befiehlt diesen Stand Niemanden, sondern begnügte sich, seine Erhabenheit hervorzuheben, das Verdienst und den Lohn desselben vor Augen zu stellen, und dabei hatte es sein Bewenden. Den Jüngern ließ er freie Wahl, den Priester- oder Ebenstand zu ergreifen. Sehen Sie nicht, mein Lieber! in den Worten des göttlichen Erlösers, mit welcher Umsicht man zu Werke gehen solle? Wer jung und von heiligen Gefühlen entflammt ist, der ist leicht zur Ablegung eines Gelübdes entschlossen; er hält dafür, sein ganzes Leben sei von gleichem Eifer und gleichen Empfindungen besetzt. Welch' eine Beßhörung! Als Kind urtheilt man ohne Erfahrung; wird man aber an Jahren reif, so erkennt man die begangenen Fehler,

allein oft erst dann, wenn sie keiner Aenderung mehr unterliegen. Eilen Sie also nicht, auf immer die Freiheit sich zu rauben, und denken Sie an das Wort: Ist die Angelobung geschehen, so ist sie für immer geschehen! — Im alten Bunde befahl Gott seinem Volke, die Gelübde, die es ihm darbringe, wohl zu erwägen, die gemachten aber heilig zu erfüllen. Als Ihr Erzieher und Hofmeister freut mich Ihre Anhänglichkeit sehr, Ihre Offenheit und der Weg, den Sie in der Berathung der Standeswahl einschlagen, wird Gott angenehm sein. Darum hören Sie von dem, welcher Ihnen von Herzen zugethan ist, den Rath an: Wählen Sie einen frommen und erfahrenen Beichtvater zum Gewissenstrathe und überlassen Sie sich vollkommen seiner Führung; berathen Sie im Gebete, beim Empfang der heiligen Sacramente Gott und Ihr Herz, so werden Sie Licht vom Himmel erlangen!"

Bernhard hatte aufmerksam dem frommen Priester zugehört und seine Ermahnungen machten tiefen Eindruck auf Ihn. Er sah sich nach einem klugen Seelensührer um, dem er aus ganzer Seele sich anvertraute. Dieser wollte ihn zuerst prüfen, und forderte, in den drei Jahren der theologischen Studien dürfe er kein Versprechen ablegen; er lehrte ihn, man müsse den Rathschlüssen Gottes nicht voregreifen, den Eingebungen des heiligen Geistes folgen. „Vielleicht“, sprach er, „wird es nicht lange gehen, daß sich Gott Ihnen offenbaret. Er prüft die Seinigen, verbirgt sich zuweilen vor ihnen, da er ihnen doch nahe ist; er hat seine Seiten und Augenblicke, in denen er seinen heiligen Willen enthüllt. Warten Sie diese ab, beten Sie diese geheimnisvolle Verzögerung an, und sprechen Sie in kindlicher Er-

hebung zu Ihm: Mein Herz ist bereit, o Herr! mein Herz ist bereit, Dir zu gehorchen!"

Diese lange Probe vermochte den Muth Bernhards nicht zu erschüttern; er ward in der Ausübung seiner Pflichten um so thätiger, leuchtete seinen Mitschülern mit einem erbaulichen Leben voran, empfing nach Anweisung seines Beichtvaters zweimal im Monate die hl. Sacramente, mied die erlaubten Spiele in den Ruhestunden und strebte immer mehr und mehr nach Vollkommenheit. Endlich erklärte ihm sein geistlicher Führer, der ihn scharf geprüft hatte, er sei in den Weinberg des Herren berufen und solle Gott ohne Bedenken seine Gelübde darbringen. Jetzt gelobte Bernhard feierlich, die Keuschheit unverletzt zu bewahren, sobald als möglich die priesterlichen Weihen zu empfangen, der Welt und ihren Gelüsten zu entsagen und dem Dienste der Kirche sich zu widmen.

German vernahm, gegen Gott mit Dank erfüllt, das Vorgefallene; er hielt es für Pflicht, seine eigenen Entschlüsse dem Böblinge nicht länger mehr vorzuenthalten. „Auch ich“, sagte er, „bin der Welt schon lange fremd geworden, mein Herz sehnt sich nach der Einsamkeit, dem klösterlichen Verbande, dort möchte ich die Tage meines Lebens beschließen, Gott dienen, für meine Vergehungen Buße thun, und die Gerichte Gottes abwarten.“ Besonders die letzten Worte rührten Bernhard. Er bewunderte den Mann, der jetzt schon ein frommes und abgetötetes Leben führte und dennoch der kommenden Ewigkeit wegen so sehr besorgt war! — Beide wandten sich hierauf an den hl. Nicolaus, Bischof von Myra, ihren neuerwählten Schutz-

patronen, auf daß dieser ihre Unternehmungen segne und einen glücklichen Erfolg bei Gott erbitte. Und nicht umsonst war ihr Gebet; der Heilige gab ihnen den künftigen Stand zu erkennen, den wir bald näher erfahren werden.

4.

Bernhards Rückkehr nach Menthon, Aussicht auf eine Verehelichung.

Schon sechs Jahre hatte Bernhard in Paris zugebracht, und wie länger er ausblieb, desto größer war die Sehnsucht der Eltern, ihn wieder in ihre Arme zu schließen. Sie luden ihn in einem liebevollen Schreiben ein, ohne Verzug heimzukehren, was er auch sogleich that. Eines Tages langte er mit seinem Erzieher in Menthon an. Jetzt große Bewegung im väterlichen Schlosse. Unser Sohn ist heimgekommen, rufen die hocherfreuten Eltern. Sie eilen ihm entgegen, bald liegt er in ihren Armen und die Freudentränen fließen im ganzen Hause. Federmann will den jungen Herrn sehen, ihn grüßen, bewillkommen. Man bewundert seinen vortrefflichen Körperbau, die schönen Gesichtszüge und die Vorzüge des wohlgestalteten Mannes. Von allen Seiten erschienen die Adeligen der Umgebung, um dem Zurückgekehrten ihre Aufwartungen zu machen, und um der Eltern Glück zu erhöhen. Bernhard aber, schon lange den Eitelkeiten und Weltfreuden fremd, benahm sich gleichgültig, doch so, ohne den Anstand zu verleihen. Dem Scharfblicke des Vaters entging das kalte Wesen des Soh-

nes nicht, und er erforschte ihn auf eine sehr kluge Weise. „Es scheint“, bemerkte er, „die Erweise ihrer Zärtlichkeit hätten wenig Anziehendes für ihn; entweder schwebte sein Geist noch in Paris, oder die Art und Weise, wie man ihn empfange, sei ihm unwillkommen.“

Bernhard erwiederte sehr höflich: „Er sei für die Gunstbezeugungen, die ihm heute im väterlichen Hause zu Theil geworden, vor Allem seinen theuern Eltern, wie auch den hohen Anwesenden innigst verbunden. Auf deren ersten Wink habe er Paris verlassen, um seine Abhänglichkeit und kindliche Liebe ihnen ohne Rückhalt darzuthun. Noch bedürfe er der Ruhe, denn die weite Reise habe ihn erschöpft, und man wolle sein zurückhaltendes Betragen nicht der Gleichgültigkeit oder einer andern solchen Ursache zuschreiben.“ Mit dieser Entschuldigung gab sich der Vater zufrieden. Um ihn aber zu erheitern, entdeckte er ihm so gleich, aus was für Gründen er ihn heimgerufen habe. „Du siehst, mein Sohn“, sprach er, wie die Familie Menthon allein war, „den Zustand unsers Hauses; der Fortbestand desselben hängt von dir ab, wenn du dich nach unserm Willen ehelichest; an Glücksgütern fehlt es uns nicht; in deiner Abwesenheit haben wir uns nach einer Person umgesehen, die an Adel, Reichthum, Verstand, Schönheit und Herzengüte dir gleich kommt. Ich nenne sie dir mit Namen: Fräulein Margaretha von Miolans, einzige Tochter des Barons Miolans, Erbin der ganzen Grafschaft.“

5.

Bernhards Widerstand gegen die Heirath, Verharren der Aeltern bei ihrem Wunsche.

Durch leeres Zureden und bloße Phrasen lässt die Liebe sich nicht gewinnen; die innern Gefühle, die gegenseitigen Austauschungen der Wohlgewogenheit, die übereinstimmenden Charaktere im Denken und Wollen, die ungezwungene Hingabe von Herz an Herz, das sind die Anreger der Liebe, die den Menschen an den Menschen bindet. Bernhard hörte die Vorschläge an, ohne ihnen beizupflichten; aus Ehrfurcht vor seinem Vater schwieg er, so lange derselbe redete. Um seine Meinung gefragt antwortete er: „Man solle ihm Bedenkzeit geben, die Sache verschieben und nicht übereilen. Das Sprichwort sagt: Zeit bringt Rath. Warum also die Standeswahl so schnell betreiben, die über das ganze Leben entscheide, und von der das Wohl und Wehe für Zeit und Ewigkeit abhänge? — Kaum sei er im väterlichen Hause angekommen, so mache man ihm Zumuthungen, über die man erst nach Wochen und Monaten sich entscheiden könne. Er habe jetzt das zwanzigste Jahr angetreten, sei noch jung und unerfahren, und es wäre wohl klüger, nach Vollendung der Studien auf einer Reise weitere Weltkenntnisse sich zu verschaffen.“ — Allein der Vater war der Mann, welcher keine Widersprüche annahm und in Allem seinen Willen erfüllt wissen wollte. „Keine Bedenkzeit“, sagte er in einem heftigen Tone, „kein Aufschub, keine Reise! Dein Wanken hilft hier nichts! Du mußt Fräulein Miolans besuchen!

Kannst du gleichgültig sein, wenn ich dir sage, in unserm Lande gebe es keine ehrenvollere Verbindung? Wisse, die Unterhandlung ist schon so weit gediehen, daß keine Verzögerung mehr möglich ist. Vertraue deinem Vater, der für dein Wohl sorgt. Solltest du noch ferner widerstehen, so werde ich meinen Willen ändern, und dir unser großes Vermögen entziehen.“ Mit den Drohungen des Vaters vereinigten sich jetzt die Bitten der Mutter. Sie weinte, flehte, erinnerte ihn an die Mutterliebe, die mit keiner andern sich vergleichen lasse, und hoffte, ihre Worte würden den Sohn erweichen und zur Heirath stimmen.

Da derselbe aber nicht zu bewegen war, waltete der Verdacht, German müsse im Spiele sein, er habe ihn so in Paris gezogen; man ließ ihn auf der Stelle rufen, überhäufte ihn mit Vorwürfen und drohte ihn zu entlassen; er nahm wirklich die Entlassung an, schied in heimlicher Freude aus dem Hause Menthons, und begab sich nach Talloir in ein Benediktinerkloster. Hier fand er die innere Ruhe, den Seelenfrieden, das gottselige einsame Leben, nach welchem er schon lange sich gesehnt hatte. Die Entfernung Germans übte keinen Einfluß auf unsern Bernhard; vielmehr zeigte sich jetzt klar, daß man Tugend, Frömmigkeit und die Grundsätze einer religiösen Erziehung nicht so leicht verwischen könne. — Indes gab der Vater die Hoffnung noch nicht auf; er machte den Vorschlag, die Braut zu besuchen, und erinnerte den Sohn, Herr von Miolans habe bei seiner Rückfahrt von Paris auch in Menthon zum Empfange sich eingefunden, und die Höflichkeit fordere einen Gegenbesuch. Bernhard, der nichts dagegen einzubwenden hatte, begab

sich mit seinem Vater nach Miolans, unterhielt sich zuerst mit dem Grafen und der Gräfin, und grüßte dann erhaltenem Auftrage gemäß auch Fräulein Margaretha. Dies that er als Mann von Bildung auf eine so feine Art, daß er Aller Bewunderung erregte und das Herz der gräflichen Tochter gewann.

Herr von Menthon, Zeuge der Zusammenkunft, und über das gegenseitige Betragen hocherfreut, betrachtete den Erfolg der Reise wie gelungen und dachte die Sache zu beschleunigen. Er unterhandelte mit dem Baron, der die Ansichten billigte und auch die Vollziehung des Ehebündnisses möglichst bald wünschte. Die beiden Väter entwarfen im Namen der Kinder einen vortheilhaften Ehevertrag, und nachdem sie diesen vollendet, legten sie ihn dem jungen Herren zum Unterzeichnen vor, den er gegen seinen Willen in Furcht und Bangigkeit auch unterschrieb.

6.

Bernhards heimliche Flucht.

Die Verlobung zwischen Bernhard und Margaretha bildete nun das Tagesgespräch in der Nähe und Ferne, und von allen Seiten kam man den Gefeierten mit Glückwünschen und Freudenstimmen entgegen; im Hause Menthon's hatten alle Hände vollauf zu thun zur Vorbereitung der glänzenden Hochzeitsfeier. — Der Tag der Trauung ward festgesetzt, und eine nicht geringe Zahl Personen hohen Standes dazu eingeladen. Am Vorabende reiste Richard von Menthon

mit einem prächtigen Gefolge nach Miolans, und die Verlobte wurde wie in einem Triumphzuge nach Menthon geführt. Bernhard befand sich in einer schwierigen Lage, von dem in Paris gemachten Gelübde beunruhigt; indes wagte er es nicht, ernsthaften Ueberlegungen sich zu überlassen, oderemanden um Rath zu fragen; er verschob es auf den Abend, wo Alle in der Ruhe wären, seine Zuflucht zum Gebete zu nehmen. In seinem Zimmer schloß er die Thüre, warf sich vor einem Bilde des Gekreuzigten auf die Kniee und betete: „Mein Herr, und mein Gott! Siehe die Beklommenheit und Verlegenheit, in der ich mich befindet, gnädigst an! Du weißt, was ich Dir feierlich angelobt, Dir allein anzugehören und die Tugend der Reinigkeit unverletzt zu bewahren! Nun nöthigt man mich zu einer ehelichen Verbindung, die ich, ohne meinem Versprechen untreu zu werden, nicht eingehen kann! Darum, o göttlicher Heiland, steh mir in diesem wichtigen Augenblicke bei, und ist Dir mein Opfer gefällig, so will ich es entrichten, wie Du es von mir verlangest! — Heiliger Nicolaus, erinnere dich, wie du einst dreien Jungfrauen aus der Noth halfest! Wirst du mir wohl den Beistand versagen, um den ich Dich anslehe? Hast du mir in Paris nicht zu erkennen gegeben, daß der Herr mich in seinen Dienst berufe? So hilf du mir noch einmal, Ihm meinen Leib und meine Seele in heiliger Reinigkeit zu weihen!“

Nach Verrichtung dieses gottgefälligen Gebetes stand er auf, und in seinem Innern fühlte er sich wunderbar getrostet. Eine Stimme von oben sprach: „Bernhard fliehe, fliehe eilends von dannen! Du wirstemanden finden, der

dir sagen wird, was Gott von dir verlangt!“ Er war bereit, der Stimme zu folgen, aber wie entkommen?! Die Hausthüren sind verrammelt, die Thore geschlossen, die mindesten Bewegungen im Hause wecken die geladenen Gäste, seine Braut, die Aeltern und die Dienstboten, die vielleicht noch in der Küche beschäftiget waren! Er öffnet das Fenster, blickt mit Vertrauen zum Himmel, bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuzzeichen, springt auf die Straße hinab, und läuft mit beflügelten Schritten in das Dunkle der Nacht hinweg, nicht wissend, auf welchem Wege er davon eile.

7.

Bernhards Brief an seinen Vater.

Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, so gingen die Bedienten zur Thüre des Schlafzimmers, um ihn anzukleiden und zu bedienen: sie fanden diese verschlossen, horchten, machten Bewegungen, klopften endlich an der Thüre, und hielten stete Nachfrage bei den Vorübergehenden nach dem jungen Baron, aber alle Erfundigungen blieben unbeschiedigt. Die Gesellschaft, welche mit dem Priester und der Braut in der Capelle wartete, erfüllte diese Nachricht mit tiefer Besorgniß, es möchte ihm in der Nacht irgend ein Unfall begegnet sein. Man öffnete die Thüre, und Welch' eine Scene bot sich den Erstaunenden dar! Das Bett war leer, das Fenster offen, ein geschlossener Brief lag auf dem Tische, mit der Ueberschrift: An Herrn Menthon. Der Vater erbrach den Brief sofort; dessen Inhalt lautete:

„Mein lieber Vater! Ich darf Ihnen das Vorhaben, das schon lange meine Seele beschäftigt, nicht verschweigen. Was ich ausführe, ist meine Gewissenspflicht; thäte ich das nicht, so würde ich mich eben so sehr verfehlten, als wenn ich Ihnen das Geheimniß verschwiege. Vorerst danke ich Ihnen für die sorgfältige Erziehung, die Sie mir haben angedeihen lassen; durch diese habe ich Gott kennen, fürchten und lieben gelernt, und durch diese bin ich mit Ihm in einen engern Bund getreten. Ich weiß wohl, wie das Gebot lautet: Ehre deinen Vater und deine Mutter; ich weiß aber auch, daß, wenn einmal mit Gott näher verbunden, man Ihm mehr Gehorsam, als den Menschen schuldig sei; denn unser Herr sagt: „Wennemand zu Mir kommt, und hasset nicht seinen Vater und Mutter..... der kann mein Jünger nicht sein.“ Gott ruft mich in seinen Dienst, und um mein Gewissen zu beschwichtigen, darf ich nicht länger zuwarten. Tadeln Sie also, mein lieber Vater, mein Benehmen nicht, da ich Alles verlasse, um dem Heiland zu folgen! Wissen Sie, ich gehöre seit meinem Aufenthalte in Paris ganz dem Herrn an, und zwar nicht wie andere Menschen durch die Taufe, und mit dieser durch die Einverleibung in die Kirche, sondern vermöge des Gelübdes der lebenslänglichen Keuschheit, das ich nach langer Ueberlegung abgelegt habe. Kraft dieser Angelobung verzichte ich von nun an auf alle Ansprüche und Rechte. Ich ergreife den Wanderstab und ziehe unter Gottes Vorsehung, seinen heiligen Willen zu erfüllen; ich bitte meine innigst geliebte Mutter, sie wolle meine Entschlüsse genehmigen und ihre Tage durch meinen Schritt sich nicht verbittern. Leben Sie

wohl! Ich scheide nur, um einst mit Ihnen in den himmlischen Wohnungen auf immer vereinigt zu werden. Mit dieser Zuversicht trennt sich Ihr

Bernhard Menthon.^u

8.

Drohende Spaltung zwischen Miolans und Menthon.

Man kann sich leicht vorstellen, in welche Traurigkeit die Flucht des jungen Barons die Gesellschaft versetzte, wie trostlos die Eltern weinten, und wie die hohen Gäste diese zu trösten suchten. Nur Einer weinte nicht, dessen Gesichtszüge sich verfinsterten. Graf Miolans, höchst aufgebracht, machte drohende Mienen: „Ha! diese Flucht gilt unserm Hause“, sprach er in wildem Tone. „Man verachtet meine Tochter, aber wir werden uns dafür Genugthuung zu verschaffen wissen!“ Er wurde versichert, daß an dieser vermeintlichen Unbilde Niemand Anteil habe, und suchte ihn durch Vernunftsgründe auf jede mögliche Art zu besänftigen. Alle Anwesenden vermittelten, nannten den hl. Flüchtling einen zweiten Alexius, was den Zorn des Grafen nur noch steigerte. Vor Wuth schäumend wandte er sich an seine Gemahlin und Tochter: „Laßt uns nach Miolans umkehren, mit dem Schwerte wollen wir unsere Ehre retten!“

„Da haben wir“, sprach der tief betrübte Menthon, „eine offene Fehde gegen unser Haus, ein trauriger Friedensbruch, der böse Folgen für beide Grafschaften nach sich ziehen könnte! Ich stelle die Sache Gott anheim; er weiß meine

Schuldlosigkeit, und er wird zwischen Miolans und Menthon einst richten. Indes will ich alle Kräfte aufbieten, Unheil und unverschuldetes Blutvergießen zu verhindern.“ Er sandte Freunde, Vermittler an den Grafen, gieng auch selbst hin, ohne etwas zu vermitteln; er kehrte nach Hause zurück, entschlossen, sich zu vertheidigen.

Aber Gott, der den unschuldigen Urheber dieses Streites in seinen Dienst berief, der die Herzen der Großen lenkt und erbitterte Gemüther einiget, ließ es nicht zu, daß die Sache traurigere Folgen hatte. Wie wunderbar und anbetungsvoll sind nicht die Rathschlüsse des Allmächtigen! Margaretha Miolans, auf die der vermeintliche Schimpf fiel, versöhnte die entzweiten Gemüther. Dieses edle und tugendreiche Fräulein, das eine so große Neigung zum klösterlichen Leben hatte, als ihr Bräutigam Verachtung gegen die Welt, wußte sehr gewandt auf das Herz ihres Vaters zu wirken, den Keim des Hasses und der Rachsucht zu ersticken, und den Frieden zwischen Menthon und Miolans herzustellen. Bald darauf entsagte sie der Welt, nahm rührenden Abschied von ihren Eltern und ging mit Bewilligung derselben in ein Frauenkloster nahe bei Grenoble, wo sie an Tugenden und Frömmigkeit dem ähnlich zu werden strebte, den sie auf Erden als Gatte nicht haben konnte, um einst im himmlischen Vaterlande sich mit ihm zu erfreuen.

9.

Bernhard findet in Aosta freundliche Aufnahme
und wird Priester.

Wenden wir uns jetzt zu unserm heiligen Flüchtlinge. Nach einigen mühsamen Tagen, mit manchen innern Empörungen verbunden, langte er vor den Thoren der Stadt Aosta an, wo ihm zuerst, wohl nicht ohne höhere Leitung, der ehrwürdige Archidiakon, Peter vom Iserathale, begegnete, der ihn liebenswürdig aufnahm, und Alles im Kloster demselben überließ, indem er den Jüngling sogleich beim ersten Anblicke als einen von Gott Gesandten ansah. Bernhard veränderte seinen Geschlechtsnamen, und nahm statt dessen den eines kleinen der Baronie Menthon angehörenden Landgutes an. Niemand als der Archidiakon wußte den echten Namen, Familie und Herkunft. Der Heilige bat um das geistliche Kleid und um den Unterricht in den kirchlichen Tagszeiten, damit er für den Empfang der hl. Weihen geziemend sich vorbereiten könne. In kurzer Zeit machte er in diesen Uebungen glänzende Fortschritte, und sein Führer konnte die göttliche Vorsehung nicht genug preisen, die ihnen diesen vielversprechenden Mann zugesandt hatte. Die Vorteile seiner körperlichen Schönheit, die Lieblichkeit im Ausdrucke, sein bescheidenes Betragen im Umgange, seine feine Bildung und Demuth erwarben ihm die Hochachtung Aller, die ihn kannten. Wenn der Archidiakon beim Bischofe oder bei den Chorherren verweilte, so sprach man meistens nur von diesem Fremdlinge, und Alle wünschten ihn in ihr

Stift einzuverleiben. Bevor dieses geschah, drückten sie ihm ihren Wunsch aus, den er zu Aller Freude erfüllte, und sofort wurde Bernhard in das Augustinerconvent einstimmig aufgenommen.

Sein Eintritt zierte bald die ganze Gesellschaft; er verherrlichte durch seine Eingezogenheit und durch Lieblichkeit die Stimme den Chorgesang, die Kirche und den Verband dieser Geistlichen, die ihn ihrem Bischofe, dem berühmten Boso, vorstellten, mit der Bitte, ihm die Hände auflegen zu wollen. Der würdige Prälat machte keine Einwendungen dagegen, und Bernhard freute sich in der Seele, bald das unblutige Opfer täglich entrichten zu können. Wie er sich dazu vorbereitete, läßt sich leicht denken! — Peter vom Iserathale, vor Gott und der Welt reich an Verdiensten, segnete bald darauf (S. 956) das Zeitliche, und als Nachfolger in diesem Ehrenamte bezeichneten alle Mitbrüder unsern Bernhard, der jetzt 33 Altersjahre zählte. Der Bischof kannte seine Klugheit, Geschicklichkeit, und in Ausführung der Dinge seine Festigkeit; er nahm jetzt den Heiligen in seine Dienste, ernannte ihn zu seinem Generalvikar, bat ihn, die bischöflichen Bürden mit ihm theilen und durch Rath und That ihm an die Hand gehen zu wollen. Bernhard entwickelte eine große Thätigkeit; er entsprach den Erwartungen seines Oberhirten vollkommen und das Bisthum Alosa schimmerte bald in einer ganz neuen Gestalt. Gleich beim Beginne seines Amtes suchte er die Wissenschaften, die nicht gehörig gepflegt, sondern vielfach vernachlässigt waren, zu leben, und den Geist derselben zu wecken; er richtete seiner Blick auf die höhern Anstalten, wohl wissend, daß

von diesen Heil und Unheil ausgehen, und allein diese das Wohl des Staates und der Kirche bedingen; er beförderte zu Lehrern nur gelehrte und gediegene Männer; errichtete auf den Dörfern die niedern Schulen, sorgte für den Unterricht der Kinder in der christkatholischen Religion, und empfahl den Eltern mit aller Wärme die sorgfältige Erziehung ihrer Kleinen und Pflegempfohlenen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er den geistlichen Pfründen; diese waren an einigen Orten von Eingedrungenen besetzt, die weder Beruf noch Geist für ihren erhabenen Stand hatten, und die durch ihren Lebenswandel die Gemeinden wenig erbauten. Einige entfernte er, Andern gab er heilsame Ermahnungen, und ernannte im Namen seines Bischofs Männer von Frömmigkeit und Bildung auf die Präbenden. Bei seinen amtlichen Besuchen oder Pastoralreisen ordnete Bernhard in der Diözese die kirchlichen Angelegenheiten, schaffte eingeschlichene Missbräuche ab, ließ die Altäre Gottes in einen würdigen Zustand herstellen, die Kirchen reinigen, ihre Ordinate und Alles, was zum Dienste Gottes gehörte, unter die strenge Aufsicht der Kirchendiener setzen, und er schärfe dem Clerus ernste Beobachtung der hl. Canones und der Kirchenzucht, die Uebung des Gebetes, das fleifige Studium und das würdige Benehmen bei den geistlichen Verrichtungen ein.

10.

Bernhard zerstört auf den Alpen den Göhndienst.

Die Zerstörung des Göhndienstes auf den Alpen ist eine der schönsten Handlungen in dem Leben unsers Heiligen, und wir beschreiben diese, wie sie uns Richard vom Serathale, Nachfolger Bernhards und Augenzeuge so viler Wunderthaten, schildert.¹⁾ Es schmerzte den heiligen Arhidiakon, daß auf den Alpen noch schändlicher Göhndienst herrschte, der dem dreieinigen Gott Ehre und Unbe-tung entzog, und daß so viele Anbeter des Teufels elend zu Grunde giengen. Auf dem Jupitersberge stand die Bildsule des Abgottes: die Göhnenpriester trieben dort ihr



schändliches Spiel, schlossen sich in die hohle Statue ein, gaben aus dieser ihre Göttersprüche, und bethörten so das Volk. Auch war um jene Zeit auf dem Berge ein berühmter Zauberer, Procus mit Namen, ein Dienstmann jenes Göhnenbildes, der seines hohen Wuchses wegen der Riese genannt wurde. Dieser verübt an Fremden und Reisenden Gwalthätigkeiten und Grausamkeiten; ermordete Viele und

) Siehe überhaupt dessen Leben bei Daniel Pavebroch, Acta Sanctorum, Tom. II. Junii, pag. 1017.

opferte sie dem ruchlosen Gotte. Das Alles war dem Heiligen nicht unbekannt, denn täglich kamen flagende Wandler, die um Hülfe baten und ihre ausgestandenen Leiden erzählten. Bernhard pslog mit dem Bischofe Rath und erbot sich, diesen Teufelsdienst zu zerstören. Man machte durch Beten und Fasten die gehörige Vorbereitung dazu, lud das Volk zu einem öffentlichen Bittgange ein, und der geistliche Oberhirt entflammte dabei das Gottvertrauen und die Hoffnung auf glücklichen Erfolg des gefahrvollen Unternemens durch seine eigene Anwesenheit. Als man zum Fuße des Berges kam, blieb der Bischof im Thale mit dem Volke zurück; Bernhard aber bestieg mit neun französischen Pilgern, die über den Jupitersberg gekommen, beim Uebergange vom Riesen mishandelt worden und denen dieser im Vorgebeu des Behntenrechtes einen Gefährten entrissen hatte, die gefürchtete Unhöhe. Raum waren sie hinaufgestiegen, so verwandelte eine schwarze Gewitterwolke den Tag in finstere Nacht, Blitze kreuzten durcheinander, Donner rollten, und Wetterstrahlen fuhren neben ihnen in den Boden, ohneemanden zu beschädigen. Richard erzählt ferner: Der Teufel ließ dabei ein so furchtbares Geheul durch die Luft ertönen, daß wir den Heiligen mit seiner kleinen Begleitung verloren hielten. Gleichzeitig fiel ein starker Hagel, die Winde brausten und der Schnee, der in großen Flocken aus den Wolken sich entleerte, schien die ganze Gesellschaft zu begraben. Bernhard ließ sich nicht abschrecken, er kannte das Blendwerk des Satans und floßte den Pilgern Muth ein. Endlich, fährt der Obige fort, nachdem sie zu dem Gözen gelangt, zu dessen Füßen jener riesenhafte Zauberer sich befand, habe

dieses höllische Ungeheuer in der Gestalt eines Drachen sich gezeigt, mit offenem Machen Alle zu verschlingen; unser Heilige aber machte, um ihn zu entkräften, das siegreiche Kreuzzeichen. Darauf gieng er unerschrocken auf ihn los, warf ihm eine Stole um den Hals, die durch ein plötzliches Wunder, mit Ausnahme der zwei Spiken, in eine Kette sich verwandelte. So unterwarf er das boshafte Ungeheuer seiner Gewalt, und die Begleiter tödteten dann dasselbe¹⁾,

1) Das häßliche Thier ist ohne Zweifel Proculus, der Zauberer, der durch den Einfluß des Teufels bei der Annäherung des Heiligen sich verwandelte; man begrub dessen Leib in einer Höhle, ganz nahe an der Stätte, wo Bernhard das Fundament des Hospizes legte, zum Denkmal jenes Sieges; denn als man zur Kirche, die jetzt noch steht, die Grundlage umgrub, wurde auf einem Todtensteine die Inschrift entdeckt: *Hic jacet Magus, nomine Proculus, Minister Diaboli*, und unter diesem ein Theil von einer eisernen Kette, ein Halsband, einige Knochen und ein Schienbein von einer wirklich riesenhaften Größe. Im Kloster auf dem großen St. Bernhardsberge liegt nur noch die Kette vor, alles Andere gieng verloren. — Dieses nach Richard der Sachverhalt der merkwürdigen That, die der hl. Gottesmann auf dem Jupiterberge vollbrachte. In Folge der Zeiten wurde sie verschieden erzählt und Wahres mit Unwahrem gemischt, das oft an Fabeln und Albernheiten grenzte. Einige sagen z. B.: Der Riese habe bei der Ankunft des Heiligen die Gestalt eines Drachen, oder jene, in welcher gewöhnlich die Maler den Teufel vorstellen, angenommen; Andere hingegen: Er habe sich unter einer furchtbaren Gestalt sehen lassen, wobei Feuer aus seinen Nasenlöchern sprühte; daher komme die Sitte, daß man zu den Füßen des hl. Bernhards einen Drachen male. Noch wird behauptet, unser Gottesfreund habe den Teufel in die Schlüchten des Berges Maillet verwiesen, in ein unzugängliches Gebirg zwischen Wallis und Aostathal, und

nach dem Beispiele Daniels, der dem furchtbaren Drachen, welcher auf den Trümmern des Göhen Beels sich zeigte, ebenfalls den Tod gab. Jetzt riß er die Statue des Jupiters herunter und zertrümmerte sie vollends. Die zwei Enden dieser Stole des hl. Bernhards wurden in den Reliquienverwahr der Abtei von St. Morizzen hinterlegt, wo sie noch gezeigt werden.

Vom Jupitersberge gieng der unermüdete Kämpfer für Gottes Ehre durch das Vostathal nach Tarentaise, um auch auf den grajischen Alpen eine porphyrine Säule niederzuwerfen, die der reiche Gözendiener Polykarp mit einem hochrothen Rubin errichtet hatte, um dem Volke den Glauben beizubringen, daß sei das Auge, womit Jupiter die Bedürfnisse seiner Anbeter sehe. Bernhard vernichtete die Garsfunkel, wie Moses einst das goldene Kalb in der Wüste, stürzte die Säule um, und verbot dem Höllensfürsten im Namen des lebendigen Gottes, den Frieden dieser Orte nie mehr zu stören. Polykarp wurde durch das Wunder gerührt, er entsagte sofort dem Höllendienste und wurde ein eifriger Christ. — So weit Richard.

seit dieser Zeit sei immer eine schwarze Wolke auf diesem Berge sichtbar. Wir geben gerne zu, was mit der Erzählung Richards übereinstimmt: Proculus sei ein Bauberer gewesen, und habe sich verwandelt, dem Teufel habe der Heilige zwei Stunden vom Kloster gegen Abend einen Ort angewiesen, wo er nicht mehr schaden könnte. Hat nicht Christus selbst den Teufeln eine Wohnung bezeichnet, als er ihnen erlaubte, in die Schweine zu fahren und in die Tiefe des Meeres sich zu stürzen? Aber unwahr ist die Volksage: Auf dem Berge Maillet sehe man Rauch und ein schwarzes Gewölk, unwahr andere Märchen u. s. w.

11.

Bernhard baut zwei Hospize.

Wenn die Westeröberer ein Land ihren siegreichen Waffen unterwerfen, und die Einwohner desselben unter ihre Gewalt bringen, so suchen sie ihre Siege dadurch zu kräftigen, daß sie im Lande Besitzungen zurücklassen, feste Plätze bauen, die sie gegen die Unfälle ihrer Feinde schützen. Ein treuer Nachahmer hierin ist unser Heilige, aber in einem weit höhern Sinne. Nicht nach Weltruhm und Weltherrschaft zielten dessen Eroberungen, sondern seine Siege hatten die Hölle überwunden, ihre Herrschaft auf den Alpen gelähmt, und gegen diese sicherte er nun seine Macht, indem er auf den Trümmern des Götzendienstes zwei Hospize errichtete, die den Pilgern zur Zufluchtsstätte dienen sollten.

Nach dem Jahre 973 legte er den Grund zu diesen gastlichen Häusern und bestritt die Baukosten aus den Ersparnissen seiner Pfründen; denn für sich lebte Bernhard immer sehr einfach und dürftig, verwendete das Uebriggebliebene für Arme und gute Zwecke; ihn unterstützten der Bischof von Aosta, die Chorherren, die Edlen und die Reichen der Umgebung, welche es leicht erfaßten, was für einen Nutzen diese Häuser schaffen würden. Sobald man die Gebäude beziehen konnte, sorgte er für Nachtlager, Speise und Trank, empfing die Reisenden mit Zuverkommenheit, gieng ihnen an gefährlichen Orten entgegen¹⁾ und belehrte die Unwissenden, stärkte

¹⁾ In der Sacristei der Klosterkirche ist gegenwärtig noch ein Denkmal der Liebe unsers heiligen Stifters aufbewahrt; dort steht ein

die Schwachen in den Wahrheiten des Heiles; er durchwanderte von dort aus die Alpen, predigte die Lehre des Evangeliums, gelegen oder ungelegen, scheute keine Gefahren und Hindernisse, bekehrte die Heiden zum Christenthume, und darum wird er von dieser Zeit an der Apostel der Alpen genannt. Er hatte alle Eigenschaften, die der hl. Augustin von einem echten Apostel verlangt. „Er rotte“, sagt er, „den Irrthum aus, pflanze die Wahrheit und befestige die Liebe.“ Damit aber das begonnene Werk einen guten Fortgang nehme, so legte Bernhard den Plan, eine religiöse Gesellschaft um sich zu sammeln. Bald folgten, durch sein Beispiel und seine Liebe angeregt, einige gottesfürchtige Jünglinge, die unter solcher Leitung zu leben wünschten; er nahm sie huldreich auf, verpflichtete sie zum Gehorsame und zur Unterwürfigkeit, zur hingebenden Unterstützung der Reisenden, und unterwarf sie der Regel des hl. Augustins.

kleiner kupferner Ofen, der die Gestalt einer Kugel, die Größe einer Granate hat, und in welchem ein kleines eisernes Kugelchen hängt. Dieses, wenn es glühend ist, erhitzt die Kugel und erwärmt diejenigen, die ihre Hände vorhalten. Es geht jetzt noch eine Sage: Der Diener Gottes, den stets ein großer Liebesfeuer besaß, habe diese Kugel durch das Gebirg tragen lassen, ja er habe dieses selbst gethan, um die vor Kälte erstarnten Wanderer zu erwärmen.

12.

Bernhard schlägt das Bisthum von Aosta aus.

Boso, Bischof von Aosta, hatte ein hohes Alter erreicht; das Schwinden der Kräfte, die Schwäche der Augen und das Zunehmen des öftren Unwohlseins betrachtete er als Vorboten des Hinüberganges in ein besseres Leben. Auf diese wichtige Heimreise war er schon lange gesaßt; er ordnete die Angelegenheiten des Bisthums und seines Gewissens, und damit ihn der unerbittliche Tod nicht überrasche, wiederholte er öfters die Worte des Erlösers: „Wachet und betet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird.“ — Um die letzten Tage seines Lebens ungestört mit Gott zubringen zu können, entschloß er sich, dem bischöflichen Amte zu entsagen, und seinen würdigen Generalvikar als Nachfolger zu ernennen. Er sandte deshalb einen Boten an Bernhard, ihn bittend, er möchte nach Aosta auf einen Besuch kommen. Der Heilige erfüllte den Wunsch seines Oberhirten, und befand sich bald an Ort und Stelle, bereit, seine Befehle oder Aufträge zu vollziehen; aber wie ward derselbe betroffen, als er aus dem Munde des ehrwürdigen Greises hörte, es handle sich um einen Nachfolger im Bisthume! noch mehr: er wolle ihm die Verwaltung der Diözese abtreten und vom heiligen Stuhle die Bestätigung der Nachfolge ermitteln, und es seien bereits Vorkehrungen dazu getroffen! „Sie gehören“, sprach er zu ihm, „kraft Ihres Amtes schon dem Bisthume an, stehen an der Spitze desselben und besitzen alle Eigen-

schaften, die der hl. Paulus von einem geistlichen Hirten fordert! Sie haben stets meinen Willen erfüllt, und Sie werden auch jetzt meinen Bitten nachkommen! Meine Tage sind gezählt, und ich scheide gerne aus dieser Welt, wenn Sie die Verwaltung der Kirche Gottes übernehmen!" Bernhard hörte schweigend die Wünsche und Bitten des hohen Prälaten an, bat um Bedenkzeit, begab sich zum Gebete, flehte den Vater des Lichtes um Erleuchtung in diesem so wichtigen Entscheide an, prüfte die unternommenen Arbeiten auf den Bergen, und nachdem er mit Gott und seinem Gewissen Rath gepflogen, antwortete er dem Bischofe: „Die bischöfliche Würde verträgt sich mit meiner gegenwärtigen Lage nicht; die zwei Hospize nehmen all meine Kräfte in Anspruch. Entspreche ich Ihrem Wunsche, so werden die Bewohner der Alpen wieder von Christus abfallen und dem Teufel dienen. Sie wissen, daß ich nächstens nach der heiligen Stadt eile, um vom Oberhaupt der katholischen Kirche die Bestätigung meiner neuen Genossenschaft zu erbitten; unterließe ich dieses, so würde ich meinem Amt und Gewissen untreu werden. Allzugroße Anhäufung von Geschäften verträgt sich miteinander nicht, und die gute Sache leidet darunter. — Hochwürdiger Bischof! Ich danke Ihnen für Ihr Wohlwollen und Ihre Erkenntlichkeit gegen meine Person; wählen Sie aber einen Würdigern zu Ihrem Nachfolger, der Ihnen in der Führung des Bistums zur Seite steht, und nach Ihrem seligen Hinscheide zur Ehre Gottes und zum Wohle der christlichen Heerde die Kirche von Nosta rühmlich verwaltet! Was mich betrifft, so versichere ich Sie, daß ich auch fernhin meine geringen Dienste, in wie weit das begonnene

Werk auf den Alpen mich nicht hindert, Ihnen nicht entziehen werde.“

Diese demütige Entschuldigung setzte den Bischof und alle Freunde des Heiligen in Erstaunen; man bewunderte seine Bescheidenheit und Demuth, und sein preiswürdiger Name erscholl nach allen Gegenden der Welt hin; in kurzer Zeit war der Diener Gottes in Italien, Frankreich, Savoyen und Deutschland bekannt. Die unterstützten Reisenden trugen den Ruhm der Anstalt in ferne Länder, wo dann das Schöne der Unternehmung, die Größe der Opfer, die Menge der Arbeiten und Mühsale, das große Ergebniß seines auf Begründung des ächten Christenthums gerichteten Lebens viele Gemüther ergriff. Man wollte den Apostel der Alpen, den Vater der Armen kennen lernen, und Scharen richteten ihr Reiseziel dorthin, um von diesen großartigen Schilderungen sich selbst zu überzeugen. Schon der Anblick des heiligen Mannes begeisterte die Ankommenden, erfüllte sie mit Ehrfurcht und Bewunderung; die freundliche Aufnahme, die er ihnen gewährte, stimmte zum Lobe Gottes, und Niemand gieng von dannen, ohne etwas Rühmliches von Bernhard erzählen zu können.

13.

Bernhards Eltern kommen auf den Jupiters-Berg.

Eines Tages giengen französische Pilger durch Menthon, und batzen auf dem Schlosse um ein Almosen; sie begegneten, wohl durch Gottes weise Leitung, gerade dem

Baron und der Dame von Menthon, die sie frugen, woher sie kämen, wohin sie giengen, und womit die große Welt jetzt vorzüglich sich beschäftige? Sie antworteten: „Wir kommen von Rom, und kehren nach Frankreich in unser Vaterland zurück. Auf dem Jupitersberge erlebten wir angenehme Tage; der Weg der Alpen ist jetzt ein sicherer, und die Zahl der Reisenden mehrt sich von Woche zu Woche. Auf diesem Berge wohnt der fromme General-Vikar von Nosta, der dort für die Wanderer eine wohlthätige Anstalt errichtete; Alle nimmt er mit unvergleichlicher Liebe auf, er pflegt hochherzig die Gäste, und entlässt Niemanden ohne gesicherte Vorsorge. Ledermann betrachtet ihn als einen von Gott gesandten Engel. Man erzählt uns, er wirke sichtbare Wunder; er habe Gözentempel und Statuen zertrümmert, den Teufel, der das Gebirg beunruhigte, verjagt, und dadurch viele Ungläubige bekehrt.“

Mit steigender Aufmerksamkeit hörte die Herrschaft den Pilgern zu und beschloß, ohne zu ahnen, wie nahe ihnen der fromme Mann verwandt sei, zu demselben zu wallfahrtzen, und den Gram über den Verlust des Sohnes in dessen Schoß auszuschütten. Sie theilten ihren Entschluß dem Herrn von Beaufort mit, der aber das vorgerückte Alter, das mühsame und gefahrvolle Besteigen des Berges bedenklich ihnen vorstellte, sich dagegen anerbott, selbst hinzugehen, und diesen liebenvollen Mann zu bitten, bei Gott in seinen heiligen Errichtungen Nachricht über das vermißte Kind erflehen zu wollen. Doch es war in den göttlichen Rathschlüssen beschlossen, daß der Sohn von Niemanden als von den Eltern sollte aufgefunden werden. Sie dankten ihm für

seine dargebotenen Dienste und drückten den Wunsch aus, er möchte die Reise mitmachen. Man bestimmte den Tag; die Fahrt gieng über den Genfersee, nach St. Moritz, wo alle drei Pilger die Gräber des hl. Mauritius und seiner Gefährten besuchten. Hier legte die Baronin unter vielen Thränen eine reuevolle Beicht ab, empfahl sich dem frommen Gebete der Mönche, und theilte in großer Freigebigkeit Almosen unter die Armen aus, so daß der Baron von Beaufort in prophetischer Begeisterung ausrief: „Die Gräfin zwinge gleichsam den Himmel durch ihre guten Werke, den verlorenen Sohn ihr wieder zurückzugeben, oder wenigstens den Aufenthalt desselben zu offenbaren.“ — Von dort eilten sie durch das Bagnesthal dem steilen Berge zu; und je näher sie der Anhöhe kamen, desto mehr wurden in ihnen die Gefühle rege, die mühesame Reise werde den herrlichsten Erfolg krönen; sie verschwiegen ihre Vorgesühle dem Herrn von Beaufort nicht, der darein stimmte und ihre Hoffnung durch seine eigenen Ahnungen stärkte. Als sie zum Hospize kamen, begegnete ihnen der General-Vikar. Auf seinem Antlitz bemerkten sie Züge der Frömmigkeit, die nur Gottes Hand selbst darüber gezogen zu haben schien; und obgleich er schon viele Jahre das Hofleben verlassen, so waren ihm die feinen Sitten des Unstandes jetzt doch noch eigen. Er empfing die hohen Reisenden auf eine höfliche und freundliche Art, die nur Vertrauen zum hl. Manne einflöste und ihre Hoffnungen belebte, näherte Kunde vom lange Ersehnten und Gesuchten zu erhalten. — Sie redeten mit ihrem Sohne, und sie kannten ihn nicht; er aber erkannte seine lieben Eltern beim ersten Anblische. Welche Gefühle müssen seine Seele

durchströmt haben? Welche Rührung, jene vor sich zu sehen, mit denen er innigst verbunden war? Wer ist im Stande, bei solchen Unlüssen die Aufwallungen der Natur zu unterdrücken? Nur der, der sich über Fleisch und Blut erhebt, der der Welt abgestorben, und sich verläugnet hat! Und dieser ist unser hl. Bernhard. Er führte sie in ein reinliches Gastzimmer, bot ihnen nach damaliger Sitte zuerst ein Fußbad und dann Erfrischungen an.

Es war der erste Abend, als alle Vier allein nach dem Nachtessen um den Tisch saßen, es waren die ersten Stunden, als der Baron von Menthon an den frommen Gastwirth sich wandte, und ihm seine betrühte Lage eröffnete: „Wir haben“, sprach er, „in unserm Lande von Pilgern viel Schönes und Erbauliches von Ihnen vernommen; nun sind wir Zeugen, daß sie die Sache nicht überschätzt, vielmehr wurden unsere Erwartungen weit übertroffen! Sie sind als ein Gottesmann weit umher bekannt! Ihre Theilnahme an fremdem Unglücke bewog uns zu Ihnen zu pilgern, um einen schweren Kummer, der mich und meine Gattin niederbeugt, zu klagen, und bei Ihnen Trost zu suchen! Wir hatten“, fuhr er fort, „einen einzigen, hoffnungsvollen Sohn, der die Freude unseres Hauses ausmachte; er entwickelte in frühestster Jugend große Geistesgaben, vortreffliche, natürliche Anlagen und Liebe zu seinen Eltern; wir sorgten für seine standesgemäße Erziehung, sandten ihn mit unserm Hofmeister nach Paris, und als er heimkehrte, wollten wir ihn mit einer vornehmen, edlen Tochter, um deren Hand in seiner Abwesenheit geworben ward, verheirathen. Alle Anstalten zur Festlichkeit waren getroffen, der Tag bestimmt, die Braut

auf unser Schloß gebracht, und als am Tage darauf die feierliche Einsegnung vor sich hätte gehen sollen, entfloß in der Nacht unser Sohn, einen geschlossenen Brief an den Vater zurücklassend, worin er die Ursachen seiner Flucht auffschloß. Seither ist er spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen blieben bis auf den heutigen Tag ohne Erfolg! Ach, mein Herr! wie glücklich wäre ich, könnte ich durch Sie erfahren, ob er noch lebe, wo er sich aufhalte, und wie es ihm ergehe! Doch, die vielen Prüfungen und Leiden haben meine Haare gebleicht; ich bin im Kreuze geübt, ich beuge meinen Willen unter den unerforschlichen Willen Gottes, den Niemand zu ergründen vermag! Ich bete den höchsten Willen an, und will künftig mein Unglück weniger beklagen!"

Was der Heilige während der väterlichen Erzählung litt, läßt sich mehr denken als mit Worten schildern; doch er fasste sich, er verbarg seine Rührung, und sprach zu dem Baron: „Es ist wahr, mein Herr! die Natur willigt nicht so leicht in solche Verluste ein, und ich begreife wohl, daß der einzige Sohn unter diesen glänzenden Aussichten Ihre Familie in Traurigkeit versetzte. Indes scheint mir nach Ihrer Schilderung, derselbe sei gottesfürchtig, fromm von den Hochschulen zurückgekehrt, und was er that, geschah ohne Zweifel aus Antrieb des heiligen Geistes, der ihn den Gefahren der Welt entziehen wollte. Fassen Sie Muth und Gottvertrauen! vielleicht wird Ihre Traurigkeit bald in Freude verwandelt werden. Hoffen Sie auf den Alllenker der Schicksale, der Wunden schlägt und heilt!" — Frau von Menthon hatte weinend zugehört, und machte jetzt ihrem Schmerzen Lust: „Auch ich, mein Herr!" jammerte sie, „hegte die gleichen

Wünsche; aber ich lernte ihre Verblendung nie besser kennen, als nach dem Verluste eines solchen Sohnes, den mir der Himmel schenkte! Ich beneide das Glück der unfruchtbaren Weiber, die den Mutterschmerz nicht kennen; wenigstens sind sie von qualvollen Nächten frei, in denen eine fühlende Mutter bei dem beständigen Wechsel des Erdeglückes zwischen Furcht und Hoffnung schwiebt, wie es ihrem abwesenden Kinde wohl ergehe! Es sind schon bereits über dreißig Jahre, daß ich meinen Sohn vermisste, und was ich seitdem leide, ist Gott allein bekannt! Ich habe keine fröhliche Stunde mehr, bin des Lebens satt, und hoffe, der Becher der Leiden sei bald bis auf die Hesen ausgeleert!“

„Gnädige Frau!“ antwortete Bernhard, „ermannen Sie sich! Es wächst keine Rose ohne Dornen, und es gibt kein Stand ohne Kreuz! Gäbe es auf dem Erderunde einen solchen, so würden gewiß Alle diesen wählen. Der jungfräuliche, der unfruchtbare und fruchtbare Stand hat seine Stacheln, die oft schwer verwunden! Eine christliche Mutter soll täglich das Opfer darbringen, ihr Kind zu verlieren oder zu behalten, weil dieses ein Geschenk Gottes ist und Gott angehört! Er kann es zu sich rufen, oder den Armen der Mutter entwinden; Trennung und Vereinigung stehen in seiner Hand, und ohne dessen Zulassung geschieht nichts! Die Leiden und Trübsale sind für uns Geheimnisse und bergen in sich kostbare Schätze! Zwar erblicken wir an ihnen, wie an Moses brennendem Dornbusche, spitze Stacheln und verzehrende Flammen, die der Born zahlloser Seufzer und Thränen sind! Könnte man dem geheimnißvollen Dornbusche sich nähern, so würde das Göttliche, das er in sich schließt, der

Grund werden der dauerhaftesten Freude! O bedächten die christlichen Mütter, daß ihre Kinder, die sie um des Erlösers willen verlassen, den Auserwählten angehören, und daß Gott Vater- und Mutterstelle in ihrer Abwesenheit erschehe! Bedenken Sie, gnädige Frau! hat der Herr des Jonas im Walfischsbauche, des Daniels in der Löwengrube, der babylonischen Knaben im Feuerofen, Josephs im Gefängnisse, und der Israeliten in der Wüste nicht vergessen, wie sollte er für jene nicht sorgen, die um seines Namens willen Alles verließen? Oder ist etwa sein Arm verkürzt? Nein, dieser Gedanke sei ferne! Damit will ich nicht den sehnlichsten Wunsch einer Mutter mißbilligen, die ihr Kind wieder in ihre Arme zu schließen wünscht; aber sind die ersten Regungen der Natur vorüber, so wende man sich an die Lehren des Glaubens. Sie verlangen von mir, im Gebete Gott zu bitten, die Lage Ihres Sohnes zu erforschen. Nun so will ich hingehen zu dem Fusse des Altares! — Sogleich stund Bernhard vom Tische auf, eilte in die Kirche, und flehte unter Thränen: „Herr und mein Gott! Du erweist mir heute die Gnade, diejenigen wieder zu sehen, die mir das Leben gegeben! Ich habe mich verborgen, und möchte gerne auf immer vor der Welt unbekannt leben, was soll ich thun? Ich kämpfe zwischen der Natur und Gnade! Heiliger Nicolaus! Du hast mir schon zweimal geholfen, hilf mir auch jetzt in diesem wichtigen Augenblicke, damit ich den Willen Gottes erkenne!“

Ganz gestärkt erhob er sich, und er erkannte durch eine innere Stimme, die zu ihm sagte, sich vor seinen Eltern nicht länger zu verstellen: die Zeit sei gekommen, ihre guten

Werke zu belohnen, und ihren langen Prüfungen ein Ende zu machen; die Vorsehung habe sie dahin geführt, und sie würden von nun an seine Unternehmungen nicht hemmen, sondern vielmehr unterstützen. Während unser Heilige betete, konnten die Aeltern, die ihn genau beobachtet, einer geheimen Ahnung nicht los werden, der Erzdiakon möchte ihr Sohn sein. „Seine Art im Benehmen“, sprach Herr von Men-thon, „seine Reden und Wendungen schweben mir noch im Gedächtnisse, und sie sind den früheren ähnlich; doch könnte ich mich täuschen, denn die Gesichtszüge sind ausgelöscht, und das frische Rothe auf den Wangen verschwunden; es ist möglich, daß die Strenge des Lebens auf dem schauerlichen Berge diese tilgten.“ „Und ich“, erwiederte Frau von Men-thon, „gestehe Ihnen, daß ich, da er mit uns redete, wiederholt versucht war, ihn als meinen Sohn zu begrüßen und zu umarmen; ich war ganz aufgeregt, und mein Herz sagte mir: Dieser ist mein Fleisch und Blut.“

14.

Bernhard gibt sich seinen Aeltern zu erkennen.

Während die Aeltern mit dem Grafen von Beaufort im Gespräch waren, und ihre Zweifel einander mittheilten, kam Bernhard wieder zu ihnen in's Zimmer, grüßte sie freundlich und sprach: „Wohlan, seien Sie getröstet! Ihr Sohn lebt, und ist vollkommen gesund. Er hat Sie verlassen, und er that dieses nur, um seinem Berufe zu folgen!“ Länger konnte der Mann Gottes sich nicht verstehen, und

seinem wallenden Herzen entströmten weinend die Worte: „Ich bin es selbst, ich bin Euer Sohn, Euer vermisste Bernhard von Menthon“, und warf sich seinem Vater in die Arme, der, innigst gerührt, wie einst Jacob zu Joseph sagte: „Jetzt will ich freudig sterben, da ich dein Angesicht wiederum gesehen habe!“ Er wendete sich darauf zu seiner Mutter, die vor Freude und Schluchzen lange nicht reden konnte, endlich ausrief: „So mein Sohn, so habe ich Dich wieder in meinen Armen! Ich hätte niemals geglaubt, daß auf eine große Trauer noch größere Freuden folgen! Wie oft bat ich den Himmel, mir mein Kind wieder zu schenken oder doch wenigstens Nachricht zu geben, wo es sich aufhalte, und wie es sich befindet! Ich flehte zur Mutter der schönen Liebe, Stärke und Ausdauer bei ihrem göttlichen Sohne mir zu erlangen, sich zu erinnern, was sie selbst bei dem Tode Ihres Eingebornen empfunden habe. Ich bat sie inständig, in den Nachforschungen um meinen Sohn mir beizustehen, und meine Schritte auf jenen Pfad zu leiten, auf dem er seiner Zeit vom Hause wegging. Heute hat sich erwährt, daß, wer auf Gott vertraut, nicht zu Schanden wird! Nun, mein Geliebter, ist meine Sehnsucht gestillt, die Thränen, deren viele geflossen, verwandeln sich in unaussprechliche Freude! Jetzt habe ich keinen andern Wunsch mehr, als meinen Gott in seinem Reiche bald zu sehen und ihn ewig zu besitzen!“ Auch der Baron von Beaufort, sein Taufpathe, der die ganze rührende Scene mit ansah, war vor Freude entzückt. Er kam herbei und fand beinahe keine Worte. „Wir wollen“, sprach er, „uns verwenden, daß ihm die bischöfliche Würde zu Theil werde! Dazu ist er berufen, und sie ist seiner

hohen Geburt und seinem Stande angemessen!" Bernhard erwiederte ohne Verzug: „Diese Mühe wäre umsonst; denn wissen Sie, bereits habe ich das Bisthum von Nosta ausgeschlagen, und werde das Gleiche mit einem andern beobachten. Ich zittere vor den Würden der Kirche, wenn ich an die strenge Rechenschaft denke, welche die Vorgesetzten einst vor dem Richterstuhle Gottes erwartet! Ich fühle die Last meines Amtes, das ich gegenwärtig bekleide! Noch heute würde ich diesem entsagen, wenn mein gnädiger Bischof einwilligte!"

Die Eltern, welche seine Liebe zur Einsamkeit kannten, brachten andere Anträge. Sie erboten sich zur Erbauung einer Clause, oder zur Hingabe eines ihrer Schlösser mit allen Einkünften zu seinem und seiner geistlichen Mitbrüder Bedarf. Bernhard dankte für das großmütige Anerbieten, erinnerte sie an sein gemachtes Gelübde, nie mehr Ort und Stand zu wechseln; die Unterstützung der Hospize nahm er aber an. Sie blieben noch einige Tage auf dem Jupitersberge in seiner Gesellschaft; er zeigte ihnen den Ort, wo der Teufel seine Anbeter hatte; er wies ihnen die Ansichten des gefahrvollen Berges, die Wege, welche nach Nosta führten, und unterhielt sie in erbauenden Gesprächen; sie aber erzählten ihm ihre seitherigen Erlebnisse, die Familienangelegenheiten in Menthon, und die wichtigern Todesfälle der Unverwandten. Endlich lehrten sie, entschlossen, ihren Sohn Demjenigen zu überlassen, welcher ihnen diesen nur anvertraut hatte, nach Hause. Bernhard begleitete sie einige Stunden und nahm dann auf immer (hienieden) rührenden Abschied.

Als unsere Reisenden der Heimath nahten, gerieth ganz Menthon in Bewegung, und die Leute kamen schaarenweise entgegen: man war auf den Ausgang ihrer Pilgerfahrt gespannt; denn bald nach der Entfernung verbreitete sich das Gerücht, der Baron und seine Dame hätten mit Herrn von Beaufort eine Reise zum Aufsuchen ihres Sohnes unternommen. Auch bemerkte die Menge auf dem Antlitz der Ankommenden Frohsinn und Heiterkeit, und sogleich ertönte ein Freudengeschrei unter den Anwesenden. Das Glückwünschen und Jubeln wollte kein Ende nehmen; sie begleiteten die Glücklichen auf das Schloß, und baten, ihre Neugierde zu befriedigen, was die Eltern und der Baron auch gerne thaten; denn, sagten sie, „habt ihr mit uns die Leiden getheilet, so ist es auch billig, daß ihr an unsern Freuden Anteil habet.“

15.

Die beiden Briefe.

Die Eltern hatten auf dem Jupitersberge unter Anderm ihrem Sohne erzählt, was am folgenden Tage nach seiner Flucht in Menthon sich zugetragen habe, wie Graf Miolans getobt und an seiner Ehre wegen der mißlungenen Verehelichung seines Kindes sich angegriffen fühlte, und wie er ihrem Hause den Krieg erklärte; aber wie Margaretha, diese edle Tochter, den aufgebrachten Vater zu besänftigen wußte; wie sie darauf der Welt entsagte, den Schleier nahm, die heiligen Gelübde in einem Frauenkloster nahe bei Grenoble

ablegte und jetzt dort ein gottseliges Leben führe. Der Heilige, darüber hocherfreut, schrieb sogleich einen Brief, über gab diesen seinen Eltern, mit der Bitte, der geistig Vermählten selbst solchen zu überbringen, oder aber zukommen zu lassen. Hören wir dessen Inhalt:

„Wohllehrwürdige Schwester! Sie werden sich verwundern, wenn Sie aus den ersten Zeilen dieses Briefes sehen, daß Ihr ehemals wohl bekannter Bernhard von Menthon Ihnen schreibt. Ich verbarg mich sorgfältig vor der Welt, und doch fanden mich meine theuern Eltern auf den Alpen; es war der Wille Gottes, der nicht der Wille der Menschen ist, und vor diesem müssen wir uns beugen. Es freute mich ungemein, bei deren Wiedersehen zu vernehmen, Sie seien eine Ordensschwester geworden! Gut, und ich bin Priester. Christus ist Ihr Bräutigam, und meine Braut ist die Kirche; das ist das Eheband, das Gott zwischen uns Beiden knüpfen wollte. Laßt uns dem allweisen Gott für unsrern erhabenen Beruf danken, und streben wir aus allen Kräften nach unserer Selbtheiligung! Vergessen wir nie, die Zeit des Wirkens ist kurz, und mit eilenden Schritten nahet sich der Tod alle Tage. Die blendende Welt vergeht mit ihren Reizen und Schönheiten, und nur die glückselige Ewigkeit, nach der wir uns sehnen, hat Bestand und Dauer. Dort werden wir uns wieder sehen, uns freuen und Gottes Güte loben, wenn wir jetzt gewissenhaft den Pflichten unseres Berufes nachleben. O wie süß ist denjenigen die Stunde des Scheidens, welche die Eitelkeiten dieser Welt verachteten und über Fleisch und Hölle siegten! Wie getrost sterben sie in den Armen des Gekreuzigten! Werden Sie,

liebe Schwester, von widrigen Zufällen oder Leiden, deren es auch im klösterlichen Leben gibt, heimgesucht, o so wählen Sie den göttlichen Erlöser zu Ihrem Vorbilde! Leiden Sie mit Ihm und vereinigen Sie Ihre Leiden mit den Seinigen, dann wird Ihnen alles Bittere in eine Süßigkeit verwandelt, und Sie werden ausrufen: „Sende mir noch mehr, o Herr! deine Dienerin ist um deines Namens willen zu leiden bereit!“ Ich gedenke täglich Ihrer im heiligen Opfer; vergessen Sie auch meiner in Ihren frommen Gebeten nicht, damit ich hier meinen Lauf in heiliger Liebe vollende, und wir einst im Reiche Gottes in freudigem Genusse aller Auserwählten einander wieder antreffen. Es grüßt Sie im Herrn Ihr ergebenster

Bernhard von Menthon,
General-Vicar von Nosta.“

Bei Empfang dieses Briefes vergoß Margaretha Freudentränen, lobte Gott und dankte Ihm aus der Fülle ihres Herzens für die längstgewünschte Nachricht. Sie wartete nicht lange und schrieb freudetrunknen Folgendes zurück:

„Mein Herr! Wie gut meinte es mit mir der liebe Gott, daß ich durch seine anbetungswürdige Güte nach so vielen Jahren endlich Ihren Aufenthalt erfuhr, um dessen Kenntniß ich schon oft betete! So! Sie sind noch am Leben, sind ein eifriger Diener der Kirche, der überall hochverehrte Unbekannte auf den Alpen, den heiligen Engeln nahe? Sollte ich Ihnen vergessen, der täglich bei Darbringung des hochheiligen Opfers meiner gedenkt? Das sei ferne! Ich danke Ihnen für die heilsamen Räthe meiner

Lebensvorschriften; hilft mir Gott mit seiner Gnade, so will ich mich bestreben, diesen treu nachzukommen. Ich kenne Ihr gutes Herz und die aufopfernde Liebe in weiser Leitung Derjenigen, die der Seelenleitung bedürfen. Darum bitte ich Sie um Gotteswillen, es mir nicht zu verweigern, von nun an mein geistlicher Vater und Führer auf dem Wege des Heiles zu sein. Die heilsamen Ermahnungen, welche Sie mir jetzt und künftig hin vom Jupitersberge zukommen lassen werden, will ich befolgen, als hätte der Himmel mir diese zugesendet. Für Jesus will ich leben und sterben, das ist mein fester, unwiderruflicher Entschluß. Wahr ist es, die Gestalt dieser Welt vergeht, ihre Eitelkeiten verschwinden wie der aufgehende Rauch in den Lüsten, und auch der Mensch gleicht einer Blume, die da aufgeht und verdorrt, und die Rechenschaft von unserm Leben ist vor Gottes Gericht streng. Diese Gedanken verpflichten mich zur treuen Erfüllung meines Berufes, und zum verbindlichsten Danke gegen den Herrn, daß er mich in einen Stand setze, worin Alles zu meiner Heiligung beiträgt. Beiliegendes Päckchen enthält Gelt, daß ich Ihnen zur Unterstützung Ihrer armen Hospize übermache; und da mir meine lieben Aeltern ein Leibgeding von 4000 Franken angewiesen, die ich alle Jahre von ihren Gütern beziehe, so biete ich Ihnen dieselben an, um etwas zu Ihrem Liebeswerke beizutragen, an dem Verdienste Ihrer frommen Stiftungen Theil zu nehmen, und mir von Gott eine selige Todesstunde zu erflehen. Leben Sie wohl, ich bin in hoher Verehrung Ihre

Margaretha von Miolans.“

Wir finden im Leben Bernhards nur diese zwei Briefe geschrieben; daß er aber Margaretha's Seelenleitung wie auch ihren Jahresgehalt zum Auskommen seiner Hospize bereitwillig annahm, und daß sie von dieser Zeit an noch mehrere Schreiben wechselten, läßt sich leicht denken.

16.

Bernhard vernimmt den Tod seiner Aeltern.

Nach der Rückkehr vom Jupitersberge führten die Aeltern auf ihrem Schlosse ein ganz anderes Leben, indem die Heiligkeit ihres Sohnes sie besonders ergriffen hatte. Erst jetzt erwogen sie, was eine frühzeitige gute Erziehung nüze, und wer ihren Sohn fromm und in der Furcht des Herrn heranbildete. Ist es nicht German, sagten sie zu einander, den wir in unüberlegtem Eifer von unserm Hause entfernten? Laßt uns hingehen, über das Vorgefallene Abbitte leisten, ihn ersuchen, er wolle das wichtige Geschäft unsers Heiles übernehmen. Der Vorhang der Ewigkeit fällt bald vor uns und die Reichthümer, die Burg von Menthon, die wir lange bewohnten, kommen bald in fremde Hände. Thun wir Vorsorge, daß das große Vermögen uns nach dem Tode nicht beschwere, sondern zur Seligkeit gereiche! — Nach einigen Tagen giengen sie zu German, der sie höflich mit seiner angebornen Herzengüte empfing und der bei der Erinnerung seiner Entlassung aus dem Schlosse sie versicherte, sie hätten ihm den größten Dienst erwiesen; denn was er schon lange ausführen wollte, sei dadurch früher

zu Stande gekommen. Sie erzählten den ganzen Hergang ihrer Reise, die Außäindung ihres Sohnes auf den Alpen, das heilige Leben und Wirken desselben, und die Gründe, die sie bewogen, den einstigen Erzieher ihres Kindes in diesen heiligen Hallen zu besuchen. German, hocherfreut, fand sich doppelt für die Mühe, die er auf Bernhards Heranbildung verwendete, entschädiget, und er entsprach dem Verlangen der Aeltern, ihr Seelensührer zu werden, ohne Bedenken; denn die Heiligen werden nie müde, Heilige zu bilden, und die Zahl der Auserwählten im Reiche Gottes zu vermehren. Er folgte ihnen nach ihrem Wunsche auf das Schloß, wo er täglich durch seinen heiligen Lebenswandel und die heilsamen Lehren Alle erbaute; sie ordneten ihre zeitlichen Sachen, machten beträchtliche Vermächtnisse für die Armen und Kirchen, den größten Theil aber bestimmten sie für die beiden Hospize auf den Alpen; auch gedachten sie in Liebe ihres Führers, dem sie so viel schenkten, daß er daraus ein Kloster bauen konnte, in welches er nach dem Tode des Barons und der Baronin sich zurückzog, im Rufe der Gottseligkeit starb, begraben ward, und in welchem jetzt noch seine sterbliche Hülle ruhet. — Von nun an lebten die Aeltern einzlig mehr für Gott und ihr Heil in stiller Zurückgezogenheit und in frommen Uebungen; der Welt waren sie abgestorben, und das großartige Hosleben hatte keine Reize mehr für sie, sie erkannten die Hinfälligkeit und das Verschwinden alles Geschaffenen, und daß außer Gott lieben und dienen nichts die Seele befriedigen könne. Die Besuche der Großen wurden immer seltener, und das Haus Menthon glich mehr einem Kloster, als einem adeligen Siße, wo das

Weltleben gewöhnlich seine Rolle spielt. Von Tag zu Tag fühlten sie den nahenden Tod, und wirklich entschliefen beide Gatten kurz nach einander fromm und gottergeben, mit den Tröstungen der katholischen Kirche gestärkt, unter dem Beistande Germans.

Eines Tages brachte der Bote einen Brief an den hl. Bernhard mit einem schwarzen Insiegel verwahrt; fogleich erkannte er die Schrift seines Erziehers, ahnete aus Menthon traurige Vorfälle, und erbrach ihn schnell. Und in der That, seine Ahnungen waren nicht umgegründet; der Brief enthielt die Todesnachricht der geliebten Eltern. Bernhard weinte bittere Thränen. Und wer sollte nicht weinen? Was ist theurer, als der Name Vater und Mutter? und was schmerzlicher, diese zu verlieren? Sollte es nicht auch einem Heiligen zu Herzen gehen, wenn die Bande, mit denen er innigst verbunden, gelöst werden? Doch er tröstete sich bald, da ihm sein ehemaliger Lehrer die Frömmigkeit ihrer letzten Tage, das heilsame Verfügen über das Zeitliche und ihre Gottergebenheit auf dem Todbettel meldete; er versammelte seine Mitbrüder um sich, theilte ihnen die Trauerkunde mit, empfahl die Seelen der Verblichenen in ihr Gebet, und bat sie, ein volles Jahr das hl. Opfer der Messe für selbe entrichten zu wollen.

17.

Bernhard geht nach Rom.

Gerne hätte der Heilige, nachdem er seine Hospize in einem gewünschten Zustande erblickte, ungestört das übrige

Leben in diesem Dienste zugebracht, Gott und den Reisenden in Ausübung der Gastfreundschaft gewidmet, allein er war Generalvicar, Vorgesetzter des Bisthums von Nosta, und in dieser Eigenschaft war es seine Amtspflicht, über die reine Lehre zu wachen, fremde Lehren und einschleichende Ketzerien zu bekämpfen. In der Lombardei tauchten damals zwei gefährliche Secten auf, die Anthropomorphiten¹⁾ und die Sacramentirer²⁾, welche durch ihre Irrthümer

¹⁾ Die Anthropomorphiten glaubten, Gott habe einen menschlichgestalteten Leib. Sie beriefen sich auf das erste Buch Moses, wo der Herr sagt: „Laß uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichnisse“, und auf alle Schriftstellen, die Gott Arme, Füße u. dgl. beilegen. Es gab solche Ketzer bereits schon im vierten Jahrhundert. Dieses im Allgemeinen unwissende und rohe Seculum brachte lauter Irrthümer dieser Art hervor. Man wollte vor Allem ein Bild haben und stellte darum Alles unter körperlichen Formen sich vor. Die Engel wurden als geflügelte, weißgekleidete Menschen gedacht, wie man sie auf den Kirchenwänden abmalte; im Himmel, träumten sie, giengen es etwa gerade so her, wie auf der Erde. Viele meinten, der hl. Michael lese alle Mönchte vor Gott Messe, und giengen deshalb an diesem Tage lieber in die Kirche als an einem andern.

²⁾ Die Sacramentirer des 9.—11ten Jahrhunderts und ganz besonders im elften, lehrten: „Jesus Christus sei nicht wahrhaft, wirklich und wesentlich im allerheiligsten Altarsacramente gegenwärtig.“ Das waren die Vorlämpfer für eine spätere Zeit; sie hatten bereits den Grund zu einer großen Spaltung gelegt, die im sechzehnten Jahrhundert vollständig zu Stande kam. Der Archidiacon Karlstadt in Wittenberg, die Calvinisten und Zwinglianer in der Schweiz, und viele Andere verwiesen die wesentliche Gegenwart des Heilandes in der Eucharistie, und haben durch ihre göttlosen Behauptungen der kathol. Kirche unzählige

die Gläubigen bethörten und zum Abfallen von der Kirche verleiteten. Bernhard bereiste diese Gegenden in der Eigenschaft eines echten Apostels, predigte die wahren Glaubenslehren, besonders entgegen der erstern Secte, unermüdet von Ort zu Ort, gelegen oder ungelegen, beschwur die Abgefallenen zur Einheit der Kirche zurückzukehren, den Betrügern und Verführern keinen Glauben beizumessen; und Gott segnete sichtbar die Arbeiten seines eifrigen Dieners durch die schnelle und aufrichtige Bekehrung der Irregeführten. Von da soll er sich im J. 998 nach Rom begeben haben, um seine Hospize zur Bestätigung dem hl. Stuhle vorzulegen. Gregor V., ein Deutscher, von den wohlthätigen Unternehmungen unterrichtet, empfing unsern Gottesmann mit väterlicher Liebe, und verlieh ihm alle Privilegien, die er nur hoffen konnte. Er gestattete ihm eine Congregation (klösterliche Gesellschaft) zu bilden, und auch für die künftige Fortdauer derselben Novizen aufzunehmen; er erhob seine geistliche Verbrüderung zu einer Propstei und bewilligte dem jeweiligen Propstei derselben auf dem Jupiter-

Wunden geschlagen, daß wahre Priesterthum und das hl. Messopfer abgeschafft, den Erlöser aus ihren Gotteshäusern vertrieben, Millionen und abermal Millionen Menschen von der alleinseligmachenden Kirche getrennt, und diese der Anbetung des Sohnes Gottes im hochheiligen Sacramente und des wahren Abendmales im Leben und Tode beraubt. Welch' eine Verantwortlichkeit lastet auf den Reformatoren! Wie weit haben sie es mit der Verbesserung des Werkes Gottes und mit dem sogenannten reinen Evangelium gebracht? — Sie haben dem Volke die einzige wahre Religion und die Gnadschäfe, die der Herr durch sein Leiden und Tod am Kreuze erworb und in seine Kirche hinterlegte, entzogen. Das ist die Aufklärung des sechszehnten Jahrhunderts, Abfall von Gott und der Kirche!!

berge, das goldene Kreuz, den Ring und den Krummstab (in Form eines Erzdiaconstab), auch das Chorhemd und Mäntelchen über den Schultern zu tragen, seinen Mitbrüdern aber Chorhemd und Mäntelchen im Chore; er unterwarf die Hospize unmittelbar dem apostolischen Stuhle und befreite sie von allen Steuern, Abgaben, Zöllen, Zehnten und Jahrsgeltern.

Nach Ausfertigung der Bulle kniete Bernhard vor dem Vater der Christenheit nieder, bat um seinen Segen, und kehrte dann unverweilt auf den Jupitersberg zurück, wo er vorerst dem Himmel für den glücklichen Ausgang der Sache dankte. Diese kirchliche Bestätigung wurde in allen Gegen- den bekannt, und es meldeten sich jetzt eine größere Zahl ausgezeichneter Jünglinge, die um Aufnahme baten. Mit besonderer Vorliebe pflegte er die jungen Pflanzen seines Ordens; er weckte in ihnen den Geist der Frömmigkeit, des Gebetes und der Wissenschaften, bildete sie zur Ausübung der christlichen Liebe, schärfe ihnen öfters ein, die Gastfreiheit sei eine Saat, die hundertfältige Frucht bringe, eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern und ein kostbarer Schatz, mit dem man den Himmel erkaufe; er ermahnte sie, diese hohe Pflicht im Leben nie zu versäumen, die ankommenden Fremdlinge in Liebe aufzunehmen, mit ihnen ihr Brot zu theilen und über die Ausgaben und Unbequemlichkeiten sich nicht zu beklagen. Und damit die gegenwärtigen und nachkommenden Brüder für dieses heilige Liebeswerk noch mehr begeistert würden, nahm er in ihrer Gegenwart die Reisenden mit aller Güte auf, bediente sie oft selbst, wusch ihnen die Füße, reichte ihnen leibliche und geistige Nahrung, pflegte mit möglichster Sorgfalt diejenigen, die

in seinem Hospiz erkrankten, besuchte sie alle Tage, brachte oft noch einen Theil der Nacht bei ihnen zu und tröstete die Genesenden und Sterbenden. — Das ist doch wohl die vollendete Liebe Gottes!

18.

Bernhards innere Leben.

Wir werden kaum einen Heiligen finden, der nicht ein Freund der Andacht, des Gebetes, der Betrachtung und der innerlichen Abtötung war; oft wurden sie von der Welt vielfältig in Anspruch genommen, zu wichtigen Zwecken verwendet, und wenn man ihr Leben, ihre Thätigkeit zum Wohle der Menschheit durchblickt, staunt man, wie sie für sich noch leben und Heilige werden konnten! Und doch verstanden sie die Liebe Gottes mit der Nächstenliebe zu verbinden, das Eine zu thun und das Andere nicht zu unterlassen. — Der hl. Bernhard opferte die meiste Zeit den zwei Hospizen, Reisenden und andern wichtigen Geschäften auf, und dabei vergaß er das Allerwichtigste, die Selbstheiligung, nicht; er lebte mit der Welt, hielt mit ihr häufigen Umgang, aber er verweltlichte sich nicht in seinem Geiste; seine Seele schöpfte Leben und Lebenstrost aus der unendlichen Fülle der Liebe Gottes, aus dem Umgange mit den Engeln und Heiligen, besonders des heiligen Nicolaus von Myra; er war stets mit Gott vereinigt, betete fast allzeit und mit solcher Sinbrunft, daß die Glut der Andacht nicht selten sein Angesicht entzündete, und zuweilen in Entzückung gerieth beim unblu-

tigen Opfer der Messe. Die Tageszeiten verrichtete er im Chore mit Erbauung und inniger Andacht, und während der Abbetzung derselben ließ er sich nicht stören. Sorgfältig bewachte er das Herz, um jede Mitwirkung und Heimsuchung von Oben darin wahrzunehmen und ihr zu folgen, und er klagte sich gerne jeder Zerstreuung bei seinen Mitbrüdern an. Vorzüglich liebte er das innere Gebet; in Trauer, Angst und Dürre der Seele empfahl er vor allem das Herzensgebet und geduldigen frommen Wandel vor Gott. Nach erhaltenner Gnade oder Tröstung flehte er dann: „Bist Du es, o Herr! der durch seine unendliche Güte dieses Trostes mich gewürdiget hast, mich, der ich ein sündiger Mensch bin, unwürdig deiner Erbarmungen, so bitte ich Dich, Du mögest die Frucht dieser Gnadenbezeugungen in meinem Herzen bewahren! Ich fürchte, meine angeborne Verderbtheit möchte deine Gnade und deinen Schutz mir rauben!“

Auf dem Jupitersberge ist eine niedere Felsengrube¹⁾, in welcher der Heilige bei nächtlicher Stille und oft auch am Tage betete; in dieser Höhle, die jetzt noch vorhanden, konnte er nur in gekrümmter Stellung knieen, was ihn nicht hinderte, mehrere Stunden anhaltend zuzubringen. Hier betrachtete er das bittere Leiden Jesu, erinnerte sich der schmerzlichen Geißelung, wobei nicht selten heiße Thränen

¹⁾ Dieser Höhle widmet man heute noch eine vorzügliche Verehrung; aus ihr werden Steine genommen, welche die Geistlichen an die Gläubigen austheilen, um durch die Fürsprache des hl. Bernhard's bei Gott vom Uluze, der oft im Sommer gefährlich den Berg durchkreuzt, verschont zu bleiben.

flossen; und um dieses Andenken in seiner Seele zu bewahren, würzte er seine dürftige Kost mit Bitterkeiten. Hier betrachtete er das Ziel und Ende seines Daseins, die vier letzten Dinge des Menschen, den Tod, das Gericht, Himmel und Hölle. Unter den hl. Schriftstellen erschütterten ihn besonders die Worte des göttlichen Erlösers: „Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der zum Leben führt, und nur Wenige sind, die ihn finden.“ Auch: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinne, aber an seiner Seele Schaden leiden würde; oder welchen Ersatz würde er dafür geben?“ — Die allerseligste Jungfrau verehrte Bernhard mit kindlichem Vertrauen, stellte seine Hospize unter ihren mütterlichen Schutz, nahm in allen wichtigen Angelegenheiten seine Zuflucht zu der Hochbegnadigten, nannte sie seine Mutter und bat flehend, sie möchte, seitdem er seine leibliche Mutter aus Liebe zu ihrem Sohne verlassen, nunmehr Mutterstelle vertreten, die sie auch in Wirklichkeit an ihm versah. Seit dem Empfange der priesterlichen Weihen führte er ein streng abgetötetes Leben, genoss nur Wasser und Brot, trug auf seinem Leibe einen folternden Fußgürtel, gönnte dem Körper nur dürftige nächtliche Ruhe und schlief auf einem sehr harten Lager, was seine müden Glieder mehr schwächte als stärkte. — Das ist das innere und göttliche Leben des hl. Bernhards von Menthon, und es bewundert jetzt noch mit Recht die Welt, wie ein von Kindesbeinen an zart und weichlich erzogener Edelmann in der Selbstverläugnung eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreichen konnte! —

19.

Bernhard wird in Novara krank.

In den Jahren 1005 — 1007 war Bernhard öfters unwohl; eine schleichende Krankheit nagte an seinem Körper, das Angesicht erbläste und die Kräfte nahmen sichtbar ab. Seine Mitbrüder bemerkten dieses, und er versicherte sie, er werde nicht lange mehr unter den Sterblichen wandeln. Zwei vornehme Herren aus Novara, große Wohlthäter seiner Hospize, verwickelten sich in gegenseitige Feindseligkeiten, die für Beide gefährlich zu werden drohten. Unser Heilige vernahm zu seinem Herzenleid die Entzweiung, reiste 1008 zu ihnen und hatte die Freude, durch sein kluges und eifriges Benehmen diese bald miteinander ausgesöhnt zu sehen. Darauf schickte er sich an, auf den Jupitersberg zurückzukehren, aber in dem Rath Gottes war es anders beschlossen; er sollte Novara nicht mehr verlassen, und ein hühiges Fieber kündigte ihm auch bald nur zu klar an, die Stunde der Auflösung sei gekommen. Bernhard sandte sogleich einen Boten an die Chorherren mit der Bitte, es möchten Einige auf Besuch anher kommen. Diese unerwartete Nachricht versetzte Alle in Traurigkeit; sie giengen hin, weinten, und erwiesen ihrem Vater die zärtlichste Liebe; er aber sprach zu ihnen: „Höret, meine lieben Kinder, die letzten Worte eines Sterbenden, und empfanget die Räthe und Ermahnungen als ein Unterpfand meiner Liebe! Was ich euch sage, das sage ich auch denen, die auf dem Berge weilen, theilet es bei eurer Zurückkunft ihnen mit! Ich

kämpfe mit dem Tode, mein Leib ist ohne Kraft, und meine Seele müde, zu wohnen in einer verführerischen und lockenden Welt! Ich zittere vor den ewigen Strafen, und wenn ich bedenke, daß man nach dem Hinscheiden in eine Ewigkeit eingeht, wo strenge Rechenschaft vor einem unerbittlichen Richter abgelegt werden muß, so banget meiner Seele! Denn, Brüder! was für gute Werke habe ich geübt? Sind sie des Himmels werth? Oder habe ich nicht vielmehr Böses gethan und die Hölle verdient? Ach! die Ewigkeit verbirgt mir jetzt Vieles, und bald fällt ihr Vorhang! Jesus, mein Richter, sei mir gnädig! O, meine Lieben! Vereiniget euer Gebet mit dem meinen, auf daß ich Vergebung meiner Sünden erlange! Ich erkläre, daß ich Alles fest glaube, was Gott uns durch seinen Sohn geoffenbart und durch seine hl. Kirche uns zu glauben befiehlt; Spaltungen und Irrthümer verabscheute ich, und ihr, haltet fest an dem Felsen, auf welchem die untrügliche Kirche gebaut ist! Bekennet euch zur Glaubenslehre, und unterwerft euere Vernunft derselben! Bemühet euch, die Regel, die uns Gott durch die Hände unsers hl. Vaters Augustin gab, mit aller Genauigkeit zu beobachten! Denn erwäget, ihr habt diese mit einem Gelübde auf euch genommen, und wird euch nicht Gott darüber, wie über seine Gebote richten? Vergesst die Ausübung der Gastfreiheit nie! Ohne Sünde dürft ihr diese nicht vernachlässigen, und sie ist für euch nicht nur Tugend, sondern Gewissenssache! Nehmet Alle, vorzüglich die Armen in Liebe auf und theilet mit ihnen das Brot, das Wohlthäter euch spenden; dann versichere ich euch, ihr werdet keinen Mangel leiden, die Liebes-

gaben werden sich mehren, und ihr werdet vom Geber alles Guten dafür den Lohn empfangen, wenn er zu euch sagen wird: „Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan, kommt ihr Gesegnete meines Vaters und besitzet das Reich, welches seit dem Anbeginne der Welt euch bereitet ist; denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherberget; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich war frank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnisse, und ihr seid zu mir gekommen.““ Auch bitte ich meinen Nachfolger, er wolle der Eigenschaften eines Obern, der Sanftmuth, der Klugheit und Liebe gegen seine Untergebenen eingedenkt sein, und ohne dringende Nothwendigkeit an der gegenwärtigen Einrichtung der Hospize nichts ändern! Brüder! Seid wachsam, daß man kein Gasthaus auf unsern Bergen baue; denn dieses wäre nicht nur gegen meinen Willen, sondern ihr würdet dadurch die Verdienste der Gastfreiheit verlieren. Euer Wandel sei stets im Himmel, lebet in Eintracht und Friede, und das Band der Liebe knüpfe den Bruder an den Bruder! Nach dem Tode traget meinen Leib in eines meiner Hospize, damit er dort, wo man die Reisenden hingegt, bis zur Auferstehung seine Ruhe finde; denn was bin ich auf Erden, als eben nur ein armer Pilgrim? Und ist es nicht billig, daß ich auch dort ruhe, wo die Pilger und Wanderer von ihren überstandenen Leiden ausruhen? Endlich, meine Brüder! wenn mir Gott gnädig ist, so will ich ihn bitten, daß sein Geist allzeit unter euch und euern Nachfolgern verbleibe! Halstet meine gegebenen Vorschriften

gewissenhaft, o dann bin ich sicher, Gott wird euere Handlungen segnen, und ihr werdet euch beim Tode von den Bergen zu dem Himmel erheben! Euch Alle hoffe ich dort wieder zu sehen und mit den Worten zu begrüßen: „Keiner von denen, die Du mir gegeben, ist verloren gegangen.“ — Die anwesenden Brüder, welche während der Anrede bitterlich weinten, warfen sich vor ihrem sterbenden Propste nieder, versprachen seine Ermahnungen treu zu befolgen, selbe den Abwesenden mitzutheilen, und baten jetzt um den Segen. Darauf antwortete Bernhard: „Ich habe zwar die Kraft der Väter nicht, aber meinen Segen kann ich euch nicht vorenthalten. Es segne euch durch mich Gott der Vater, der Sohn und heilige Geist im Leben, im Tode und in Ewigkeit!“ Alle sprachen Amen! Und als sie aufgestanden, streckte er seine Hände aus dem Bette ihnen entgegen und sagte gerührt: „Kommet meine Freunde, kommet ihr Beliebtesten meines Herzens, mich zu umarmen, und empfanget mein letztes Lebewohl! Kommet, kündet mir meine Abreise an! Habe ich nicht lange genug gelebt, und ist es nicht Zeit, daß ihr meine Augen zuschließet? Warum weinet ihr? Ich tauge ja für die Welt nicht mehr, und würde ich euch nicht zur Last fallen? Ich bitte Alle jene um Verzeihung, die ich etwa beleidigt, und habe ich aus Schwachheitemanden geärgert, so denke er ferner nicht daran und erinnere sich der Worte des Apostels: „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle!““

20.

Bernhards Tod.

Die Unterredungen mit seinen Schülern hatte unsern Heiligen erschöpft und die Hitze des Fiebers bedeutend vermehrt; er wünschte, daß man ihn einige Augenblicke einsam lasse und weltliche Besuche entfernt halte, um mit Gott allein sich zu unterhalten und auf den Empfang der hl. Sterbsacramente gehörig sich vorzubereiten. Darauf legte er eine Beicht über sein ganzes Leben unter Thränen ab, und als man ihm die letzte Wegzehrung spenden wollte, sprach er hinschauend auf die hl. Hostie: „Mein Herr und mein Gott! jetzt nahet der Augenblick, wo ich Dich nicht mehr unter Brotsgestalten, sondern von Angesicht zu Angesicht in der Herrlichkeit schaue.“ Bei der Communion strahlte sein Antlitz gleich Flammen, er blickte gegen Himmel und betete in feliger Wonne: „Mein Gott! verfüge nun über mich nach deinem Willen; ich lege meine Seele in deine Hände! Heilige Maria, bitte für mich! Auf dich setze ich alle Hoffnungen meines Heiles! Halte ferne von mir den Versucher, der wie ein brüllender Löwe herumlauert und die Sterbenden zu verschlingen droht! Ich bitte dich, meine Mutter, verlasse mich nicht in diesem so wichtigen Augenblicke, der über mein Wohl oder Weh für eine ganze Ewigkeit entscheidet. Und du, heiliger Nicolaus! du warst immer mein Beschirmer, kannst du mir jetzt deinen Schutz versagen in dieser gefährlichen Lage? Ihr Heiligen Gottes, kommt, nehmet meine Seele in Empfang, begleitet sie vor den Rich-

terstuhl des Herrn, und seid dort meine Vertheidiger!“ Er bezeichnete sich hierauf mit dem hl. Kreuzzeichen, verlor die Sprache, aber an den Bewegungen der Lippen sah man, daß er zu bitten fortführ. Er blickte die Brüder wiederholst an, die aus den Zeichen den Wunsch erkannten, man möchte ihm die Bußpsalmen vorbeten; sogleich knieeten Alle nieder und verrichteten in verständlicher Sprache diese Gebete. Nach Vollendung derselben ergriff der heilige Mann Gottes das Kreuzesbild, welches neben seinem Bette hing, küste die Wunden des daran hängenden Heilandes und erhob seine Augen gegen Himmel; die Lippen schienen zu sagen: „Auf Dich, o Herr, habe ich gehofft, laß mich nicht zu Schanden werden!“ Er entschlief sanft im Herrn den 15. Brachm. 1008, im 85sten Jahre seines Alters. Alle Umstehenden weinten und verrichteten die für den Verstorbenen üblichen Todtengebete. Seine Augen hatten sich von selbst geschlossen, und das Zimmer duftete von lieblichem Geruche.

Der Tod Bernhards verbreitete sich bald durch ganz Novara; man hörte in allen Straßen rufen: „Der hl. Bernhard von Menthon, oder, der Generalvicar von Aosta, der Apostel der Alpen, der Vater der Reisenden über den Sipitersberg ist gestorben.“ Von allen Seiten drängten Große und Niedere zu der Leiche sich hinzu, um den Seligen zu verehren und von ihm ein Andenken zu erhalten. Man beraubte ihn seiner Haare und Kleider, und man mußte den Leichnam sogar bewachen, damit er nicht ganz geplündert würde. Jetzt entstand zwischen den Jüngern und der Stadt ein wahrhaft heiliger Streit: die Chorherren verlangten ihren

Vater und Stifter zur Beerdigung auf den Berg, sie behaupteten, sie hätten das volle Recht auf die Leiche, selbe gehöre ihnen an, und es sei der ausdrückliche Wille des Verbliebenen, daß man ihn in seinen Hospizen der Muttererde übergebe; noch sterbend habe er diesen Wunsch ausgesprochen, und es sei strenge Pflicht, den letzten Willen eines Dahingeschiedenen zu erfüllen; auch sei Ledermann bekannt, wie derselbe nicht nach Novara kam, um dort sein Leben zu beschließen, sondern um wichtige Familienangelegenheiten zu schlichten.“ Da halfen aber alle Gründe nicht; die Einwohner widersetzten sich, sie ließen den Heiligen nicht forttragen, sie sahen den Besitz desselben für ein Glücksstern der Stadt und der ganzen Lombardei an, und so wurde er in der Kirche des hl. Laurenz feierlich beigesetzt. Die Chorherren reisten nach der Bestattung dem Berge zu, und eröffneten und erzählten den Zurückgebliebenen die letzten Wünsche ihres Propstes, das selige Absterben u. s. w.

In Folge der Seiten zerstörten Kriege das St. Laurenzenkloster, und man übertrug die hl. Gebeine in die Domkirche, wo sie unter dem Hochaltare in einem Sarge von weißem Marmor heute noch ruhen. Dem Hause vom großen Bernhardsberge schenkte man einen Theil seiner Hirnschaale und einen seiner Finger. Diese Reliquien tragen die Augustiner in andere Bisthümer hin zur Ausseßung und Verehrung der Gläubigen.

21.

Bernhards Wunder und Heiligsprechung.

Die Verehrung dieses Dieners Gottes verbreitete sich bald von Novara aus durch Italien, Savoyen, Frankreich, Wallis und andere Länder; Viele wallten zu seinem Grabe, um in ihren Anliegen ihn anzurufen, und durch ihn Barmherzigkeit von Oben zu erlangen. Und in der That, in Folge der Zeiten geschahen wirkliche Wunder, von denen wir einige, die bei seiner Heiligsprechung in Anregung gebracht wurden, hier anführen: Blinde zu seinem Grabe geführt, wurden plötzlich sehend; er heilte Gichtbrüchige und an Gliedern Gelähmte, erweckte Todte zum Leben und befreite Besessene von den Dämonen; selbst solche, bei welchen die Aerzte alle Hoffnung aufgaben, für unheilbar erklärt, wurden auf seine Fürbitte gerettet; er stillte Stürme zu Wasser und zu Land. Die Lombardie (besonders Novara) darf der Kraft dieses Verklärten sich rühmen. Ihre Felder wurden meist vor der Ernte von einem großen Schwarm Heuschrecken überfallen, verwüstet, die reifende Frucht abgefressen, und die Landesplage nahm von Tag zu Tag zu: der damalige Bischof verordnete ein dreitägiges Fasten mit einem Bittgange zu dem Grabe des Seligen, und sogleich verschwanden diese gefährlichen Insekten. Eine lombardische Dame, die viele Jahre im Ehestande unfruchtbar lebte, erhielt nach einer Wallfahrt zu seinem Grabe einen Sohn. Man schreibt dem hl. Bernhard noch viele andere Wunder zu, die wir in seiner Lebensgeschichte zu verschiedenen Zeiten von zerschie-

denen Verfassern ausgezeichnet finden, und noch jetzt erfüllt sich an ihm das Wort des hl. Geistes: „Gott ist wunderbar in seinen Heiligen.“ Das größte aller Wunder aber ist gewiß der Fortbestand seines wohlthätigen Hospizes auf dem großen Bernhardsberge, das unter so vielen Gefahren und wechselnden Zeitaltern bereits über acht Jahrhunderte in segensreicher Wirksamkeit glänzt. Die katholische Kirche gestattete schon frühe die Verehrung Bernhards; wenigstens in Italien ward bald nach dessen Tode eine Feier seines Festes zugegeben und in der Folge (1123) durch Bischof Richard von Novara oberhirtlich bestätigt. Die eigentliche Canonisation erfolgte aber erst den 9. Augstn. 1681 unter Papst Innocenz XI., der ihn in das Verzeichniß der Heiligen einzeichnete. In den meisten Diözesen (wie im Bisthum Basel), in denen sein Fest aufgenommen, feiert man das Andenken den 15. Brachm., an seinem Todes-tage¹⁾, den die Kirche den Geburtstag der Heiligen nennt. — Mit Recht wird Bernhard von Frankreich unter die Heiligen dieses Reiches gezählt, indem er Urenkel war eines französischen Pairs, und zu Paris seine erste religiöse und wissenschaftliche Bildung erhielt. Mit Recht von Italien; denn in Savoyen ist er geboren, in Aosta hat er lange gewirkt und in Novara liegt seine irdische Hülle. Aber auch mit vollem Rechte gilt er für einen Schweizer-

¹⁾ Andere sagen: Am Feste der hochheiligen Dreieinigkeit im J. 1008 predigte der hl. Bernhard in Novara noch mit aller Kraft; am Abend desselben Tages erkrankte er, und starb darauf am nächsten Freitag, den 28. Mai; wurde aber erst am 15. Brachm. begraben. Vergl. Ch. de Loges, pag. 68.

Heiligen, weil er über 30 Jahre auf dem Jupitersberge im Walliserlande als Apostel der Alpen für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen sich hingab und sich selbst heiligte.

Wir schließen nunmehr die Lebensgeschichte dieses wunderbaren Mannes, und wünschen von Herzen, daß die Leser derselben nicht nur das großartige Wirken Bernhards bewundern, sondern auch zur gleichen Ausübung der Gottes- und Nächstenliebe angeregt und entflammt werden mögen!



Das Hospiz auf dem großen S^t Bernardsberg .

II.

Notizen

über die

kirchlichen Hospize auf den St. Bernhardsbergen und dem Simplon,

in Beziehung auf äußere und innere Lage,
Geschichte u. s. w.

Einleitung.

Die heiligen Ordensstifter, vom Geiste Gottes sichtbar geleitet, hatten nicht nur ihre Zeit, sondern auch die künftigen und die nach ihnen kommenden Völker bei ihren Unternehmungen im Auge; sie legten bei ihren Stiftungen den Grundstein, auf dem das erhabene Gebäude aufgeführt und erst in Jahrhunderten vollendet werden sollte. Alle aber hatten nur einen Zweck, die Kirche Jesu zu vergrößern, zu verherrlichen, die verirrten Kinder in dieselbe einzuführen, gegen leibliche und geistige Gefahren zu schützen, und auf den Besitz des Reiches Gottes vorzubereiten. Dieses einzige Streben verfolgte auch unser hl. Bernhard von Menthon, als er auf dem Boden, wo der schändliche Götzendienst sich festgesetzt hatte, seine Hospize gründete zur Sicherstellung und Unterstützung wandernder Völker über die Gebirge; Denkmäler, die jetzt noch sein Andenken segnen, und die zum Heile und Wohl so vieler Reisenden aus allen europäischen Staaten geworden sind.

Wie überhaupt jedes Land und Volk eine eigene innere und äußere Geschichte hat, so auch der große St. Bern-

hardsberg seit dem Tode des hl. Stifters in acht Jahrhunderten. Wir verlassen jetzt den Heiligen Gottes und wenden uns den Stiftungen selbst und seinen würdigen Söhnen zu; wir wollen das Leben und Wirken dieser Augustinermönche vom Hinscheiden des Begründers an bis auf gegenwärtige Zeiten durchgehen, Alles, was Beziehung auf dieselben hat, in Anregung bringen, und den Gegenstand nach allen Zweigen, auch naturhistorisch zu erschöpfen trachten.

23.

Die ersten Schicksale der Augustiner - Chorherren
auf dem großen Bernhardsberge nach dem Tode
des Stifters.

Bevor wir diese Begebenisse in etwas erörtern, müssen der Klarheit wegen einige Bemerkungen vorausgeschickt werden. Es ist nach den neuesten und bessern Forschungen Annahme, Bernhard von Menthon habe gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, wahrscheinlich im siebenten Decennium desselben, zu den Hospizen auf dem großen und kleinen Bernhardsberge den Grund gelegt, und diese Chorherren nach dem regulirten Orden des hl. Augustins übergeben. Indessen müssen schon früher fromme Männer, christliche Glaubensboten, diese Alpenübergänge als Verkünder des Evangeliums bewohnt haben; denn wenn wir Welzer's und Welte's Kirchenlexikon einiges historische Zutrauen schenken wollen, so erscheint bereits im J. 730 ein Vulgarius

als Abt des Jupitersbergs¹⁾), und am 8. März 851 wird an der Stelle des gemordeten Bischofs David, Hartmann, Großmosner dieses Berges, zum Bischof von Lausanne geweiht.²⁾ Zu welcher Zeit diese erste und ursprüngliche kirchliche Anstalt in ihr Dasein gerufen ward, ist nicht des bestimmten ermittelt, es dürfte dieses aber zweifelsohne in den Tagen Carls des Großen erfolgt sein, wenigstens, wenn nicht der eigentlichen Gründung, doch der Unterstützung halber. Diesen Kaiser schmückte nicht nur der Name eines Vaters und besondern Beschützers des Landes, indem er nebst so vielem andern Rühmlichen und Großen die seit Augustus und Licinius vernachlässigte Straße über den Jupitersberg herstellte, und kühne Steinbrücken, wie jene zu St. Pierre, die jetzt noch nach ihm benannt wird, erbauen ließ, — sondern er war auch ein warmer Freund der Kirche und ihrer Diener und ein rastloser Förderer religiöser Institutionen; lesen wir doch in der Geschichte, wie das ehrwürdige Kloster St. Mauriz (Agaunum), in eben dieser Gegend, schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts Geräthschaften von Gold und Silber, und Kunstwerke von höchstem Werthe — Geschenke der karolingischen und burgundischen Fürsten — in seinen Mauern barg.

Aber leider konnten die in diesen Boden gelegten ersten Keime christlicher Bildung und Gestaltung nicht lange sich ent-

1) Band X. Seite 199. Vergl. Ch. de Loges Essais hist. (S. 57.), welch' letzterer den Vulgarius auf den kleinen St. Bernhard versetzt.

2) Chronique des évêques p. 8. 34. (Mémor. et docum. de la société de la Suisse romande. Tom. VI.)

wickeln. Wilde Völkerschwärme aus dem heißen Arabien herüber, die man Sarazenen nannte, überschritten in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Alpen und fielen in Italien ein¹⁾; sie besetzten das rätische und pönnische Gebirg mit seinen Uebergängen²⁾, und bedrängten dasselbe und die anstoßenden Thäler mit Raub, Mord und Brand. Ganz besonders vom Po bis an die Rhone war der Schauplatz der fürchterlichsten Verwüstung und des Gräuels. Sie beraubten und brandschatzten³⁾ vor Allem Pilgerschaaren und reiche Kaufleute, lauerten in den engen Bergschluchten und an den Abhängen dem Wanderer auf, empfingen ihn mit Geschossen und Steinen, und tödten so Manchen, der da harmlos dahinzog, durch Herabrollen von Felsstücken. Was nicht dem Schwerte erlag, wurde als Beute vor sich hergetrieben und in schmähliche Sclavenketten geschmiedet. Erytfungen jeder Art (Lösegelt, Zoll ic.) waren an der Tagesordnung. Ja die Geschichte belehrt uns des weitern, wie im J. 940 diese frechen und raublustigen Horden von den unwirthlichen Höhen des St. Bernhards in das fruchtbare Rhonethal herabgestiegen, und das berühmte Gotteshaus, wo die Leiber der hl. Blutzeugen Mauritius und seiner Gesellen ruhen, sammt der Kirche von Saint Pierre-Montjoux im Thale Entremont ausgeplündert und eingeäschert hätten.⁴⁾

1) Man lese die Zerstörung der Abtei Novalese am Fuße des Mont Cenis um das Jahr 906. (Pertz Monum. Germ. VII. 108.)

2) Die Hunnen wüsteten nur an der nördlichen Grenze der Schweiz.

3) Flodoardi annales ad an. 951.

4) Flodoardus ad h. annum. — Denkstein mit Inschrift bei S. Briguet Vallesia christiana. pag. 20.

Bald sollte aber diesen Barbaren das ungemein Räuberhandwerk gelegt werden und die Religion des Gekreuzigten wiederum triumphiren — so hatte es die göttliche Vorsehung beschlossen. Es war im Jahre 973, als der hl. Ma-
jolus, Abt von Cluny, ein Mann von weitverbreitetem Ruf und großem einflussreichem Ansehen, auf seiner Rückreise von Italien nach Burgund zu Orsières (pons ursarii), am nördlichen Abhange des Berges St. Bernhard, mit seinen Reisegefährten durch die Sarazenen gefangen, und nur gegen schweres Lösegeld (1000 £ Silbers) frei gegeben wurde.¹⁾ Dieses außerordentliche Ereignis wirkte. Von allen Seiten bereitete man sich zur Rache. Eine allgemeine Bewaffnung ward geboten, auch der gottselige Generalvikar von Aosta rüstete sich mit Gebet und Fasten aus; man machte gleichsam Jagd auf diese Unmenschen, und mit unerbittlicher Strenge wurden die wilden Söhne des Halbmondes nicht nur aus dem pöninischen Alpengebirge, sondern selbst aus andern helvetischen Länderstrichen für immer vertrieben.

In diese Zeit nun möchte es fallen, wo der hl. Bernhard es unternommen hat, nicht ohne großen geistigen Kampf mit den übergebliebenen falschen Götzen²⁾ und dem Vater dieses schändlichen Dienstes, dem Teufel, das Kreuz des wahren dreieinigen Gottes auf diesem Gebirge wiederum aufzupflanzen, und zur Sicherheit und Pflege der Reisenden und from-

¹⁾ Syri Vita ejus, und Rudolfi Glabri Histor. bei Pertz Monum. Germ. VI. 651. VII. 54.

²⁾ Wie früher von den heidnischen Römern her, so nun von den ungläubigen Ismaeliten.

men Waller die so wohltätige Anstalt der beiden Hospize¹⁾ zu gründen, oder was etwa früherhin schon mag bestanden haben, herzustellen, zu äusnen und allseitig zu erweitern. Dieses dürfte auch der eigentlich wahre Commentar sein zu der oben (S. 23—28) nach Richard vom Iserathale erzählten Ausreutung des falschen Göttercultus und seiner Anhänger, so wie der Aufrichtung von Tempeln der Andacht und der Nächstenliebe zu Ehren des wahren Gottes auf den pöninischen und grajischen Alpen.

Knüpfen wir nun nach etwas langem Abweichen den Faden der beabsichtigten Geschichtsdarstellung wieder an.

Nach dem Tode unsers Heiligen versammelten sich die Chorherren und wählten zu ihrem Propste den frommen und klugen Richard, der zugleich Generalvikar von Aosta wurde. Es ist derselbe Richard, welcher in seinen Denkwürdigkeiten so schöne Züge aus Bernhards Leben der Nachwelt hinterließ.²⁾ Die Augustiner ordneten nach dem Willen ihres Stifters die innern Angelegenheiten, übten Gastfreiheit und befolgten getreu ihre heilige Regel. Doch scheint es, daß sie noch vielfach gehemmt und an ihrem Bestimmungsorte nicht frei wirken konnten; diesmal hatten sie es aber mehr mit den Großen des Landes zu thun. Wie zur Zeit der Sarazenen die Reisenden, besonders die aus England nach Rom wallenden Pilger, ermordet und beraubt wurden³⁾,

¹⁾ Das Eine an der Stelle des Jupiterstempels auf dem großen, das Andere an der Stätte der Götzenbildsfäule auf dem kleinen St. Bernhardsberge.

²⁾ Siehe oben S. 23. Note 1.

³⁾ Flodoardi Annales ad. an. 921 et 923.

so wurden im eilsten Jahrhundert von Seite der Regenten selbst oder ihrer Beamten die über dieses Gebirg Wandern den nicht minder durch übermäßige Zölle und Abgaben und durch Sperrung des Passes geneckt, gedrängt und beeinträchtigt. Erst als im Jahre 1027 Kanut der Große, König von England und Dänemark, zu Rom vom Kaiser Konrad dem Salier und Rudolf III., König von Burgund, dem Inhaber dieser Alpenpässe, besonders in Berücksichtigung der aus seinen überseeischen Ländern Reisenden, alles Ernstes verlangte, daß solch' ungebührliche Zölle und Expressungen abgeschafft werden möchten, ward durch Vermittlung des hl. Vaters Johannes XX. willig entsprochen¹⁾), und so sicherte sich der Bergübergang mehr und mehr, und die dortigen Mönche lebten für ihr segensvolles Liebeswerk auch freier wieder auf; denn als Leo IX. im J. 1049 über den St. Bernhard reiste, fand er daselbst eine Innung von Chorherren, in denen die erste Stiftung des hl. Bernhards wieder aufblühte.²⁾ Sie empfingen den Papst mit aller Achtung und Zuverkommenheit, so daß er ihnen jegliche Privilegien bestätigte; er schied, den Segen hinterlassend, und erzählte bei der Einkehr in die Abtei St. Moritz dem Abte Nimo daß edle Wirken und Leben dieser abgeschlossenen und gottseligen Mönche.

¹⁾ Origines guelficæ H. 164. und Pistor. Rer. Germ. Script. III. 472.

²⁾ Hermannus Contractus ad h. annum.

24.

Die verschiedenen Benennungen des Berges.

Die Namen der Städte, Landschaften und Gebirge wechseln gleich Nationen, Völkern und Geschlechtern, welche da auftauchen und verschwinden. Von jeher gab man den Bergen Namen von wichtigen Naturereignissen, Eigenthümlichkeiten, oder vom innern Wesen ihrer Erzeugnisse. So z. B. wurde im Bernerischen Gebietstheile ein 12,872 Fuß hohes, von ungeheuern Abgründen umgebenes Schneegebirg, die Jungfrau genannt, weil man dieses früher nicht bestiegt hat; bei dem hinansteigen auf den St. Bernhard heißt ein Berg der Todtenberg, der Gefahren und Unfälle wegen, die dem Wanderer zuweilen den Tod bringen; Berge, denen man Gold, Silber oder Kupfer abgewinnt, werden Goldberg, Silberberg, Kupferberg u. s. w. genannt.

Auch der große Bernhardsberg hatte zu verschiedenen Zeiten verschiedene Namen. Ehemals stand auf der Höhe dieses Berges ein Tempel und in demselben die Bildsäule eines heidnischen Gottes, von den Bewohnern der Thäler Penninus geheißen. Die ganze südliche Seite nennt man jetzt noch die penninischen Alpen.¹⁾ Zum Andenken an die Carthager erhielt der Berg den Namen der pöninische, und von den Römern der Jupitersberg, Jupiter penninus, Mons Jovis, später Mont-Joux. Die Italiener sprechen

1) Pen oder Pin hieß bei den Kelten alles, was sich in die Höhe zieht, das Höchste; daher auch vom höchsten Gotte (Jupiter) gebraucht.

Monte Jove, und die Unwohner Mont Devi (mons Dei) aus. Der Platz, wo der Tempel stand, heißt noch Le plan de Jupiter, Jupiterebene.

Nach der Zerstörung des Gözendiffertes durch Bernhard von Menthon verschwanden nach und nach die heidnischen Benennungen auf dem großen und kleinen Bernhardsberge, welch' letzterer auch Columna Jovis hieß; sie trugen nunmehr in der ganzen Umgegend den Namen des hl. Nicolaus; und so oft von diesen Bergen die Rede war, hörte man nur der große und kleine Nicolausberg aussprechen. Das war der Wille Bernhards, daß man jenen Orten, auf denen der Höllendienst geherrscht hatte, den Namen dieses Heiligen beilege, um seine hohe Verehrung zu dem erwählten Schutzpatrone an den Tag zu legen. Die Ehre, die er auf den hl. Bischof von Myra übertrug, ist seit seinem Tode auf ihn selbst übergegangen; er wird nun als Schülersling der Alpen und seiner Hospize angerufen. Der große Jupitersberg heißt jetzt in allen bekannten Sprachen der große St. Bernhardsberg. Wenn man von diesem Berge spricht, schreibt oder ihn besteigen will, so sagt der Lateiner: Mons S. Bernhardi major, der Franzose: le grand S. Bernard, der Italiener: Monte maggiore di S. Bernardo. Und dieser Name, der schon durch viele Menschenalter das Andenken des hl. Stifters segnet, wird noch länger verbleiben, und den Reisenden Trost und Muth über die Gebirge geben.¹⁾

¹⁾ Nach Ch. de Loges erscheinen in der Geschichte die Benennungen „großer und kleiner St. Bernhard“ erst seit dem Erlasse Bischofs Richard von Novara. (s. oben S. 62.) Essais historiques sur le Mont St. Bernard. Paris 1789. p. 65.

25.

Der kleine Bernhardsberg.

Wir haben oben (S. 27) vernommen, daß der hl. Bernhard zwei Hospize gründete, und zwar auf demselben Platze, auf welchem er den Dienst des Satans zerstört hat. Eines dieser Häuser baute er an der Stelle der Göhensäule (S. 23, 26 u. 61); es erhielt später den Namen: der kleine St. Bernhardsberg, und liegt in den Staaten Savoyens beim Ein-gange in das Aostathal, viel tiefer als jenes im Walliser-lande.¹⁾ Der kleine Bernhard ist ein Priorat, wo oft nur zwei Augustiner-Chorherren höchstens mit zwei Knechten sich aufhalten; es wurde hier Gastfreiheit wie in den höhern Bergregionen ausgeübt, kostete aber weit weniger, weil selten Reisende dort vorübergehen, übernachten, längere Zeit sich aufhalten, oder Speise und Trank auf die Weiterreise mit sich nehmen. Das Einkommen des Hospizes ist gering, aber bestimmt, und das Almosensammeln zum Unterhalte wird nur in gewissen Notfällen vorgenommen; der Weg ist nicht gefährlich, und die Knechte haben nicht die Beschwerden und Gefahren zu bestehen, wie jene auf dem großen Bernhardsberge. Leider wurde auch hier wiederholt, besonders beim Ausbruche von Kriegen, die Gastfreiheit unterbrochen, die Gebäude theilweise zerstört oder verbrannt.

¹⁾ Auf den grajischen Alpen südlich vom Montblanc, mit einer bequemen Bergstraße aus dem Isera- in das Dorathal. Das Hospiz hat 6640, die Paßhöhe 6792, und bei der Säule rechnet man 6622 Fuß.

Dem kleinen Bernhardsberge schenkten die Reisenden von jeher wenig Aufmerksamkeit; man findet die Bewunderer, die Beschreiber dieses Thales und des Hospizes nicht, auch wird die Gegend in geographischer Beziehung nicht glänzend geschildert, die weit zerstreuten Häuser sind unordentlich gebaut und meistens von fremden und armen Leuten bewohnt.

Gegenwärtig steht das Hospiz verwaiset da, und keiner der edeln Gastgeber streckt seine wohltätige Hand dem vor Hunger und Frost darniedergeschlagenen Wanderer freundlich entgegen. Sardinien hat im J. 1855 die Klöster mit den geistlichen Stiftungen (in kleiner Ausnahme) aufgehoben, das Vermögen derselben den Staatsgütern einverleibt, und es lässt sich vermuthen, dass auch diese Anstalt mit Dekreten verschwunden sei, und in Folge dessen die dortigen Geistlichen von dem Propste des großen St. Bernhards zurückgezogen wurden. Oder ist es sich etwa zu verwundern, zumal der König von Piemont bereits in früheren Zeiten dem Haupthospize harte Wunden geschlagen hat, die wir später an Ort und Stelle zur Sprache bringen werden?!

26.

Die Gefahren des großen Bernhardsberges.

Der Wanderer hat eine seiner gefährlichsten Reisen vor sich, wenn er den großen St. Bernhard besteigen will. Trotz der vielfältigsten Verbesserungen, welche dieser Weg im Laufe der Jahrhunderte erfuhr, ist er für den Reisenden immer noch mit Gefahren verbunden, die wir jetzt der Reihe

nach in diesem und dem folgenden Abschnitte zu beschreiben gedenken. — Ehe man zur Höhe gelangt, kommt man in eine $2\frac{1}{2}$ Stunden lange Wildnis, welche nur höchst sparsam von dürstiger Vegetation noch belebt ist, aber bald erstickt auch diese ganz, und der Wanderer befindet sich in der grauenhaftesten Wüste, wie sie nur immer die feurigste Phantasie eines Salvator Rosa hätte denken können. Furchtbare Orkane von einer Heftigkeit, wie man sie auf den Höhen der Gemmi, Grimsel, der Furka, des Gotthards und des Splügen nur selten findet, wüthen öfters in diesen Schlünden, und Alles, selbst die Ortsnamen, erinnern an Zerstörung und Tod. Hier wandelt man durch das sog. Todtenthal, dort erblickt man die Anhöhen des Todtenberges, und endlich schreitet man an einer Todtencapelle vorüber. Wenige Schritte vor einem Reisenden stürzte einst auf diesem Wege nach dem Hospiz eine Schneelawine mit Donnerbrausen in die Tiefe, und zwar an solche schreckliche Naturscenen von seinen früheren, unermüdeten Wanderungen her gewöhnt, schauderte ihm doch bei dem Gedanken: „Wärest du einige Minuten eher bei jener Stelle angelangt, so hätte dein Verhängniß dich mit der Lawine hinab in die unrettbare Schlucht geschleudert“; er nahm das Wanderbuch zur Hand und zeichnete folgende Zeilen ein:

Was brauset der Sturm wie das wüthende Heer,
Was fausen die Winde so schrecklich umher!
Lawinen stürzen hernieder ins Thal,
Tod nur bedeutet ihr donnernder Fall. —
Fliehe, o Wanderer! fliehe geschwinde,
Sonst hat dein Wandern auf Erden ein Ende.

Unter die größten Gefahren, welche die Reisenden auf dem Bernhardsberg bedrohen, zählt man

1. die Lawinen.¹⁾ Es gibt verschiedenartige Lawinen, die alle mehr oder weniger gefährlich und auch auf diesem

¹⁾ Lawinen, Lavinien, Lauwinen (*globus nivis, moles nivium devoluta*) werden in Tyrol Lühnen, in Rätien und Italien lavina, in Frankreich lavange und avalange, im französischen Vatois lavenze und valenze, und in den Pyrenäen congeres, auch lydt de terre oder lydt de vent genannt.

Durch diese Schneefürze sind in den Schweizer-Hochlanden schon unzählige Unglücke entstanden, von denen wir hier nur einige wieder erzählen. Im J. 1478 wurden 60 Zürcher Soldaten in den Schöllinen des Gotthards durch eine Lawine begraben, was die dortigen Kreuze, unter andern Unglücksfällen, anzeigen. Glücklicher waren 1499 im Engadin 400 Hestierreicher, welche gleichfalls von einer Lawine verschüttet wurden, aber alle unbeschädigt aus derselben sich herausarbeiten konnten. Im J. 1500 verloren 500 Schweizer, die über den St. Bernhard zogen, unter einer Lawine ihr Leben. 1518 zerstörte eine Lawine das ganze Dorf des Leukerbades bis an die Kirche, wobei 61 Menschen um's Leben kamen. 1598 stürzten bei Martinach mehrere Lawinen in die Rhone und hemmten deren Lauf dermaßen, daß dieselbe über 500 Häuser nebst vielen Menschen und Thieren verschlang. 1602 verloren 13 Menschen bei Davos, und 1609 26 Personen bei St. Theodor in Graubünden ihr Leben. Am ersten Orte wurde ein Mädchen noch wunderbar gerettet, daß schon 4 Tage unter dem Schnee gelegen. 1624 fiel eine Lawine von dem an der italienischen Grenze liegenden Verge Cassedra und tödete über 300 Menschen. 1689 wurden bei Saas im Breggigau 77 Menschen und 150 Häuser verschüttet. 1719, den 4. Jänner in der Nacht um 8 Uhr, ward das Leukerbad auf's Neue durch eine furchtbare Lawine begraben, wobei es 55 Menschenleben kostete. Die Geretteten jammerten nach den Ihrigen und suchten sie in den ungeheuern Schneemassen auf.

Uebergange vorkommen. Die gefährlichste ist aber die Schloß-, Schlag- oder Grundlawine, welche im Frühjahr, wenn das warme Wetter eintritt und der Schnee aufthauet, theils durch eigene Schwere (indem sie aus ungeheuern Schneemassen besteht, welche über die Felsen herunterhängend sich während dem Winter gebildet haben) Verderben bringend in die Tiefe stürzt, theils auch durch unvorsichtiges Geräusch oder durch Stürme verursacht wird. — Wenn im Winter

Einen Jüngling fand man erst nach 8 Tagen in einem Keller noch am Leben, aber er starb wie mehrere Andere an Verkältung und erhaltenen Quetschungen bald darauf. 1720 wurden zu Hetton im Unter-Engadin 61 Personen von einer Lawine getötet, und im gleichen Jahre wälzte sich eine solche von der Grimsel herab auf Obergesteln, zerschmetterte 120 Häuser und tödete 88 Menschen mit 400 Stück Vieh. In demselben Jahre wurden in Brionz 40, am Bernhard 23, im Wieschtale 7 durch Lawinen, und in Randa durch den Weißhorngletschersturz 12 Personen getötet, und am Kamot erstickte eine herabstürzende Lawine 4 Kinder, zerbrach der unglücklichen Mutter derselben Arme und Beine und schleuderte Menschen hoch in die Luft. 1737 wiederholte sich der Weißhorngletschersturz in Randa, zerstörte 140 Gebäude und tödete mehrere Thalbewohner. 1749 wurde beinahe das ganze Dorf Nueras im Tavetschertale von einem Schneesturze fortgerissen und 100 Menschen dabei verschüttet, wovon noch 60 glücklich gerettet werden konnten. 1771 bedrohte eine starke Lawine das Dorf Reckingen und zerstörte das Portal der schönen neuen Kirche. 1800 verlor der französische Marschall Macdonald vom 27. Winterm. bis 1. Christm. beim Uebergange über den Säntis viele Soldaten und Pferde durch Lawinenstürze. 1806 riß ein Schneesturz einen ganzen großen Wald im Kalankathal von einer Seite des Thales hinab, und hob ihn oberhalb des Dorfes so auf die

der frischgesallene Schnee durch den Wind oder anderweitige leise Bewegung in großen Massen in die Thäler fällt, so heißt man diese Lawinen Wind- oder Staublawinen: ein furchtbarer Wind, ähnlich einem Orkane, kommt der Lawine voran, der zuweilen Menschen ergreift, sie vom Boden aufhebt und an einen andern Ort hinträgt, ohne am Leben zu schaden. Diese Lawinen häufen sich im Fortrollen oft zu solchen ungeheuern Massen an (*nivea moles ex alto præcipitans, præ-*

andere Thalseite empor, daß eine Tanne gerade auf dem Pfarrhause stand, wie wenn sie in den Schnee hinein gepflanzt worden wäre. 1808 war die Nacht vom 12. auf den 13. Christm., wo ein starker Südwind wehte, für die Schweiz und Tyrol unheilbringend, indem durch ungähliche Lawinen eine Menge Menschen und Vieh getötet, Häuser zerstört und Wälder und Wiesen zerstört wurden. Der Schaden in der Schweiz wurde auf viele Millionen angeschlagen. 1813 stürzte eine große Lawine auf das Dorf Simpeln bis an die Kirche herab. Nebst dem beträchtlichen Schaden an zerstörten Gebäuden und 15 erschlagenen Personen, wurden zwei Personen getötet und mehrere verwundet. 1827 gieng das Dorf Biel in Goms größtentheils durch einen Schneesturz zu Grunde, wobei 51 Menschen umkamen. 1840 wurden im Leukerbad 7 Männer auf einer Gemsenjagd von einer Lawine ergriffen: der Eine konnte sich aus dem Schnee losmachen und kam nach Hause, den Tod seiner Gefährten anzugeben. 1848 tödete im Saasthale ein gewaltiger Schneesturz 3 Personen, und 1849 wiederum 19, wobei im ganzen Thale großer Schaden verursacht ward. Endlich hat am großen Bernhard den 11. Jänners 1856 eine von Mont-mort stürzende Lawine 2 Männer aus Bourg St. Pierre im Zehnten Entremont begraben. Den angestrengten Arbeiten von 25 Mann, unterstützt durch die Religiose des Hospizes, war es nach 30 Stunden noch nicht gelungen, die Verunglückten aufzufinden.

cipitandoque augescens), daß sie, im Thale angelangt, Häuser, Menschen und Vieh bedecken, verschlingen und mit fortwälzen. Waren diese Lawinen nicht zu gewaltig und der Schnee locker, so haben sich oft schon Verunglückte herausgearbeitet; ist aber die Masse zu groß und kommt nicht Hülfe zur rechten Zeit, so muß der Unglückliche erfrieren. — Die dritte Art Lawinen sind die sogenannten Staublawinen, die man nur im Sommer sieht, und welche deshalb auch Sommerlawinen genannt werden; diese sind dem Menschen, dem Vieh, und auch auf dem St. Bernhard höchst selten gefährlich, weil sie nur in der obersten Gebirgswelt fallen, wo der Schnee selbst zur Sommerszeit hindurch liegen bleibt. Ihr Anblick gewährt ein höchst reizendes Schauspiel, was beinahe jeder Reisende im Berner Oberlande, in den Thälern von Wallis, Uri, Schwyz und Unterwalden, in Graubünden, Glarus und Tessin schon erblickt hat, indem selbe mit donnerähnlichem Gebräuse von Fels zu Fels, gleich einem Silberstrom, der sich im Fallen vergrößert, stürzen, welche Wolken des feinsten Schnees umgeben, und durch die Stille der erhabenen Alpenwelt der Schall des Gerölls noch vermehrt wird.

2. Nebst den tüchtischen Lawinen drohet dem Wanderer beim Ansteigen unsers Berges die Schneemenge auf dem Wege. Viele reisen von Petersburg bei schöner oder stiller Witterung ab, ziehen unter dem hohen Montvelan über den wilden Strom Balsorey, und kaum sind sie in die Wildnis gekommen, so ist Schneewirbel und Schneegestöber im Anzuge, was man in den schweizerischen Hochlanden Bursen oder Gugsen, in der Savoyardensprache aber Tourmentes

nennt. Diese Winde sind dem Reisenden sehr gefährlich, sie raffen den Schnee in den Höhen auf, jagen ihn in wolkähnlichen Massen von einer Stelle zur andern, füllen Schlünde und Vertiefungen in kurzer Zeit aus, verschütten die Straße und selbst oft die Stangen, welche ihre Richtung andeuten. Wird ein Reisender von einem solchen Sturme überrascht, so ist er in der größten Lebensgefahr, weil der feine Schnee, der ins Gesicht fliegt, einen stechenden Schmerz verursacht und nicht erlaubt, die Augen zu öffnen. Wehe dem Armen, der, ruhig seine Straße dahinziehend, von solchem Gestöber getroffen wird! In dieser ungeheuern weißen Einöde, in dieser lautlosen Gegend erkennt er nicht mehr die Spuren des Weges, und weiß nicht wohin er seine Schritte lenken soll; die Kälte erstarrt seine Glieder, die Weiß des Schnees blendet die Augen, und der Wind benimmt ihm den Atem. Mit jedem Tritte tief hineinsinkend, fürchtet er irgend welche verdeckte Abgründe und damit seinen Untergang. Verzweifelter Muth hält ihn noch eine Weile aufrecht, aber bald schwinden bei der gewaltigen Anstrengung die Kräfte, ermattet sinkt er nieder in die Schneemasse, und große Flocken fallen auf ihn herab, als wollten sie vor dem Tode das Grab ihm bereiten.

27.

Fortschung.

Wenn die Lawinen und die Schneemenge auf der Straße dem Bergansteiger bis zum Hospiz sehr gefährlich sind, so

gibt es noch manch' anderes Naturereigniß, das schon gar
Vielen den Tod brachte.

1. Der dichte Nebel. Dieses hohe Alpengebirg ist fast
beständig in Wolken eingehüllt; sie umlagern gleichsam den
Gipfel im Sommer und Winter, verdunkeln das Blaue des
Himmels, den Schein der blinkenden Sonne, des Mondes
und der nächtlichen Gestirne; oft wenn die Sonne in den
Thälern und Ebenen glänzt, sieht man an den hochragen-
den Felsen dunkles Gewölk gleich schwarzen Gewitterwolken
herabhängen, die in dichte Nebel sich verwandeln, über den
Berg weit sich herablassen, und dort auf längere Zeit sich
festsetzen, als wenn sie angefroren wären; daher kommt es,
daß man auf der Anhöhe des Hospizes während des Jahres
nicht über zehn heiterer Tage sich erfreut; die dortigen Nebel
sind weit dicker und finsterer, als im Herbstmonate auf den
Seen und im Winter auf dem Ebenlande in Städten und
Dörfern. — Ist der Reisende bald bei der Anhöhe, so sieht
er das Hospiz auf wenige Schritte noch nicht, selbst die
Anwohner des Berges, die Herren Augustiner, welche die
Wege, Schlünde und Felsen wohl kennen, verirren im
Nebel nicht selten, und wenn sie die vortrefflichen, treuen
Hunde nicht zu Führern hätten, so würden sie weder die
Pfade, die zu ihrem Hause führen, noch das Haus selbst
finden. Wer sollte sich also verwundern, wenn mancher
Fremde in diesen Nebeln vom Tode erreicht worden ist?
Er steigt den Berg mühsam hinan, verliert die Spuren
der Straße, umgeht mehrmals die gleichen Felsen und Wege,
die ihn täuschen, und merkt bis zur einbrechenden Nacht
nicht, daß er die höchste Höhe noch nicht erkommen habe.

Aber was fängt er jetzt an? Er bietet seine Kräfte noch einmal auf, beschleunigt die Schritte, denn es bangt ihm vor dem einbrechenden Dunkel in dieser unheimlichen Gegend, wo Verlassenheit und ein ewiger Winter ausgegossen ist, wo das Leben gleichsam erstarrt und nur der Tod umherzieht; er eilt von Fels zu Fels und fällt in die frostigen Schluchten und Abgründe, wo er sein Grab findet. Oder er entschliefst sich nothgedrungen, da das Hospiz nicht mehr erreicht werden kann, zu übernachten an jenem Orte, wo ihn die Nacht erreichte; von Mattigkeit und Schlaf überwältigt, legt er sich nieder und erwacht hienieden nimmermehr. Im Winter ist dieser Nebel weit gefährlicher; doch hat er schon im höchsten Sommer, selbst im August, Reisende bethört und ihnen den Tod gebracht.

2. Eine andere Gefahr für den Wanderer über den St. Bernhard ist der heftige Nordwind, der zwischen zwei Felsbergen in einem Schlunde eingeschlossen mit außerordentlicher Heftigkeit wüthet; er heult und pfeift eisig kalt durch Thal und Berg, als wenn die größten Orkane im Anzuge wären, wühlt auf der Oberfläche des Bodens den frisch gefallenen Schnee auf und setzt nicht selten den alten sammt Steine in Bewegung. Im Ansteigen des Berges schwächt der Wanderer, und erfaßt ihn dann gegen die Unhöhe der Nordwind, so will er ausruhen, niedersitzen, die frische Luft einathmen, der Schweiß zieht sich zurück, er wird ohnmächtig, und ohne daß er es gewahrt, fällt er dem Tod in die Arme. Zum weitern Beweise mag dienen, wie rauh der Wind auf diesem Gebirge ist, daß diejenigen, die bei der Ankunft zuerst die Kirche besuchen, sofort ein Unwohlsein befällt.

3. Fügt die furchtbare Kälte, die nicht selten an eine sibyrische grenzt, zur Zeit des Winters den Reisenden mehr Schaden zu, als die bisan hin aufgezählten Gefahren; denn es geschieht nur zu oft, daß ihnen, ohne daß sie es selbst gewahren, Theile ihres Leibes, besonders die Finger und Zehen, abfrieren; die Kälte dringt durch das Fleisch bis auf die Knochen, der erfrorene Theil wird schwarz und fault ab, und so wer auch den Gefahren des Todes entgeht, kann dennoch der Verstümmelung für die übrigen Lebenstage nicht entrinnen. Jedes Jahr ereignen sich derlei Unglücksfälle, nicht nur an Schwächlichen oder zu leicht Bekleideten, sondern selbst an kräftigen Individuen von starkem Körperbau.

Die Besorgnisse sind auf der südlichen Abdachung des Berges eben so mannigfaltig, als auf der Walliser-Seite. Napoleon I. hat von Aosta aus nicht nur herrliche Straßen, wie die über den kleinen St. Bernhard und den Mont Cenis, mit einem Aufwande von vielen Millionen anlegen lassen, sondern selbst den Weg auf der italienischen Seite gegen den großen St. Bernhard hinauf verbessert. Aber wer kann die wilde Bergnatur bezwingen? Von St. Remy ($2\frac{1}{2}$ Stunden) geht das Ansteigen noch steiler, als jenseits, durch Schlünde und Abgründe über wilde Bäche dem Bernhard zu, wo Felsen und Schneewände drohend herabhängen, ihre Last bisweilen abschütteln und den Wanderer unter ihrem Schutt begraben. Dort haben auch schon gar Viele ihr Leben auf vorgedeutete Weise eingebüßt.

28.

Die Knechte mit den Hunden.

Die Gefahren im Besteigen des Bernhardsberges sind groß, aber noch größer, dürfen wir sagen, ist die Liebe, welche diesen trostet. Sie trägt die schwersten Lasten und fühlt sie nicht. An diesem fürchterlichen Orte, in dieser von der Natur vergessenen Gegend hat die christliche Liebe, jene Liebe, die rein für Gott handelt und darum auch von Gott ihre Kraft schöpft, Menschen vereinigt, welche durch wahrhaft beispiellose Selbstaufopferung ihr Leben der Aufnahme, der Pflege, der Unterstützung derjenigen weihen, die über diesen Berg wandeln; — wir meinen die hochw. Augustiner-Chorherren auf dem großen St. Bernhard. Ihre Opferwilligkeit dehnt sich nicht nur auf die Gastfreiheit im Hospiz aus, sondern auch in der liebreichen Hushülfe auf dem gefahrvollen Wege; sie unterhalten eigene Knechte (Marro-niers), die den Reisenden entgegengehen und ihnen forthelfen. Vom Wintermonat bis Mai (auch zu andern Zeiten, wenn Gefahr vorhanden ist) geht täglich ein Diener mit Lebensmitteln den Berg hinab, zur Labung und Stärkung der Wandernden; er wartet auf sie in einer gewissen Entfernung und bis zu einer bestimmten Stunde, verschafft den Unkommenden den nöthigen Beistand, bahnt ihnen Pfade und geleitet sie zum Kloster. Wenn nach der festgesetzten Stunde der Außsucher nicht zurückkommt, so gehen Andere aus, ihn einzuholen, und sollten sie nicht im Stande sein, die Reisenden weiter fortzubringen, so eilt Einer aus ihnen zurück

und meldet es dem Hospizvorstande, und sogleich stürzen die Mönche, gestützt auf große Stöcke, sich in den Schnee und kommen eilends zu Hilfe. Das thun sie auch jedesmal, so oft entweder vom Außsucher oder von einem muthigen Freindlinge, dem es gelang, das Gotteshaus zu erreichen, von irgend welchem Unglücke Kenntniß gegeben wird. Angekommen bei den auf ihrem Wege Aufgehaltenen, beleben diese guten Priester ihren Muth, bahnen mit den Knechten mühevoll und in Anstrengung einen minder schwierigen Pfad, führen und tragen sie, wenn es die Noth erfordert, abwechselnd auf ihren Schultern. Erstarret vor Kälte, erschöpft vor Müdigkeit, wollen die Reisenden manchmal ausruhen und einige Minuten auf dem Schnee schlafen: dieses wäre aber ein treuloser Schlaf, der Erstarrung und Tod brächte; man muß sie davon losreissen, schütteln und Gewalt anwenden, um zum Gehen oder wenigstens zu einer Bewegung sie zu nöthigen, auf daß das Blut im Umlaufe erhalten werde. Die Knechte und Mönche selbst haben vor Erstarrung sich zu wahren, und zu diesem Behufe schlagen sie außer den Bewegungen, die sie sich mit den Reisenden machen, Füße und Hände heftig gegen ihre großen Stöcke.

Ein Hausknecht zieht jeden Morgen mit einem oder zwei großen Hunden (marros) aus, die dazu abgerichtet sind, den Weg oder die Saumpfade mitten durch den hohen Schnee, die Abgründe, die Nebel und die Stürme zu erkennen, zu bahnen und jene Wanderer aufzufinden, die sich etwa verirrt haben. Während sonst die meisten Hunde zugerichtet werden, dem Wild nachzustellen, die Heerde oder das Haus zu bewachen, mit Fuhrwerken zu gehen, oder sogar zur

Ueppigkeit und Verschwendung dienen, mit den Herrschaften die gleiche Tafel theilen, was bei Engländern nicht selten der Fall ist, werden diese hier erzogen, verunglückte Menschen zu suchen und ihnen das Leben zu retten; und diese ihre Aufgabe erfüllen sie getreu. Wahrlich! es ist eine merkwürdige, durch viele Thatsachen erwiesene Erscheinung, daß der edle Hülfsinn und die aufopferungsvolle Thätigkeit der Bewohner des Hospizes sogar auch diesen Thieren sich mittheilt. — Sobald der Knecht das Zeichen zum Ausrücken gibt, so ziehen sie voran, stürzen sich in den Schnee, durchlaufen die gefährlichsten Gegenden, und suchen die Verunglückten, die Verirrten auf, mit einer Sorgfalt und Unstrengung, wie eine Mutter ihr verlorne Kind aufsuchen würde! Diese vortrefflichen Hunde fürchten weder Sturm noch Gefahr, der sie sorgsam ausweichen; mit großen Säzen springen sie über Schlünde und Abgründe; der Eine hat ein Fläschchen um den Hals gehängt, worin erquickende Tropfen sich befinden, der Andere eine Glocke; treffen sie einen Erstarreten, Erfrorenen oder einen Ohnmächtigen im Schnee liegend an, so springen sie wädelnd um ihn her, hauchen ihn an, lecken die der Erstarrung nahen Glieder des Verunglückten, und geben durch ihr Gebell gegen das Gotteshaus hin ein Zeichen; sie erwärmen, rütteln und schütteln ihn. Der halbtodte Wanderer kommt zu sich, streckt die Hand nach dem Thiere aus, findet einige labende Tropfen in dem Fläschlein, und fühlt sich vor der Hand erquickt. Indessen kommt der Marronier mit weitern Erfrischungen und stärkenden Belebungsmitteln herbei, richtet den Bedrängten auf, flößt ihm Muth ein und macht Versuche mit ihm

zum Gehen; und ist dieses nicht möglich, so hebt er ihn auf seine Schultern, trägt ihn ins Kloster, allwo für dessen Wiederherstellung so lange gesorgt wird, bis er gesund seine Reise weiter fortsetzen kann. Liegt ein Verunglückter aber unter dem Schnee oder unter einer Lawine, so erwittern die flugen Hunde die Stelle, sie gehen über die Schneemasse auf und ab und schnobern wie ängstlich auf der Oberfläche, scharren den Boden mit den Füßen auf und deuten durch Gebell den Begrabenen der hilfreichen Menschenhand an. Sofort wird mit einem langen Eisenstäbe untersucht, und der geringste Widerstand, auf den man stößt, kündigt das Dasein eines menschlichen Wesens an; mit Schaufeln, Hauen und andern Werkzeugen aus dem Kloster werfen dann die Knechte den Schnee aus und nicht selten haben sie das Glück, Unglückliche mit noch einem Hauche von Leben, das so eben ausgeathmet werden sollte, aufzufinden. — Müssen die Hunde längere Zeit im Sturm und Wind ihre forschende Runde machen und sich abmüden, so werden sie aufgesucht und durch andere abgelöst; zwar halten sie lange aus, ohne zu ermüden, und beim Hinaufsteigen bahnen sie den Weg, und ihr Schwanz dient bisweilen sogar den Knechten und den Reisenden zur Nachhülfe. Diese ausgezeichneten Thiere haben schon Viiele dem kalten Arme des Todes entrissen. Wer erinnert sich nicht des allbekannten merkwürdigen Barri, der während seines zwölftährigen Dienstes mehr als 40 Menschen das Leben fristete. Das folgende Bild stellt jene Scene vom Jahr 1817 vor, wo Barri einen beinahe erstarnten vierjährigen Knaben aus Besienes, nachdem er ihn vom Tode errettet, zum Hospiz hinaufbrachte, und mit dem Maule

heftig an der Klingel der Pforte schellend, Einlaß verlangte. — Sezt steht sein zottiger Körper wohl ausgestopft im Museum zu Bern.



Während die Knechte mit den wohlthätigen Hunden¹⁾ in stürmischen Zeiten herumwandeln und die Reisenden aufsuchen, läutnen die Religiosen nicht selten die Glocke des Hospizes, um Ausgesandte und Verirrte wiederum auf den rechten Weg zu bringen. Die Chorherren sowohl als die Knechte ziehen sich aber bei diesem mühsamen Geschäfte nicht selten Krankheiten zu; die reine Luft durchdringt ihr Einge- weide, und schon im dritten Jahre des dortigen Aufenthaltes wird ihre Lunge angegriffen, weshalb sie Luftveränderungen

¹⁾ Ihre Nützlichkeit anerkannte auch der Große Rath von Wallis, als er 1840 eine allgemeine Hundstaxe einzuführen beschloß, diese Thiere des großen St. Bernhards und Simplons aber von allen Steuern und Abgaben ohne Bedenken befreite.

vornehmen müssen. Durchreisende Engländer, die solches wahrgenommen, versprachen 1841 diesen wohltätigen Menschenfreunden Jeffrie's Atmungsmaschinen (respirators) zum Geschenke zu übersenden, und sie haben auch seitdem ihr Versprechen gelöst.

Mit heldenmüthiger, fortwährender Entzagung alles dessen, was das Leben angenehm macht, üben jene wahrhaft frommen Männer mit ihrem Gesinde die Pflichten der Menschheit, und man muß es als einen besondern Schutz der Vorsehung ansehen, daß sie bei so großen Gefahren selten mit ihren Hunden verunglücken; — doch am 12. Wintermonats 1845 hatte der Himmel anders beschlossen. In der Nacht vom 11. auf den 12. wüteten Orlane, schreckliches Schneegestöber durchzog die Gebirge, und Lawinen entstürzten den Felsen. In der Frühe zog Herr Thorherr Cart mit drei Knechten aus dem Hospize, um die eingeschneiten Wege zu öffnen und allfällig der Hülfe bedürftige Reisende zu unterstützen oder Verunglückte aufzusuchen. Eine ungeheure Schneelawine begrub die Helden der Menschenliebe, die mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Andern das Leben zu retten sich zur Aufgabe gemacht hatten. Ohne Verzug wurde mit herbeigeeilter Hülfe nach den Verschütteten geegraben, aber man konnte keinen lebendig auffinden. — Wem sollte solche treue und christliche Hingebung für das Wohl des leidenden Mitmenschen nicht hohe Verehrung einflößen?!

29.

Die liebreiche Aufnahme im Hospiz.

Der Wanderer, welcher bei den Sommertagen eine Lustreise in die kleinen Schweizergebirge unternimmt, schaut von Zeit zu Zeit gegen die Anhöhe, sich tröstend, selbe bald zu erreichen; er zählt die langsam Schritte, indem Mättigkeit, Hunger und Durst seine Glieder lähmen; er beobachtet jede Umgebung, ob nicht etwa eine hervorsprudelnde Quelle oder eine Sennhütte sich vorfinde, wo er einige Labung und damit neue Kräfte zum Weiterkommen zu erzielen hofft; so, aber in weit beträchtlicherm Maße ergreht es auch Jenem, welcher durch den traurigen, mit ewigem Schnee angefüllten Schlund „les Tronchets au fond de Combe“ gegen den hochanstrebenden St. Bernhard hinanstiegt. Mühsam und unter vielen Gefahren erklimmt er die Passhöhe des eisigen Berges, und Welch' eine süße Bewegung wird er dann inne, eine menschliche Wohnung in so steiler, so wilder und stürmischer Natur wahrzunehmen! Noch mehr wird er ergriffen, wenn beim Kloster Männer, gekleidet in geistliches Gewand, entgegen kommen, die mit allen Zeichen der christlichen Theilnahme ihn empfangen. Es reisen über diesen Berg Deutsche, Franzosen, Italiener, Engländer, Polen, Russen, überhaupt aus allen Nationen, und diese menschenfreundlichen Herren wissen in jeder Sprache die Ankommlinge zu begrüßen. Sie führen darauf die Ermüdeten, je nach dem Stande, in die verschiedenen zubereiteten Gastzimmer, bieten ihnen, je nach Bedürfniß, rein-

liche und erwärmte Kleider zum Auswechseln an, auch wird jedem, der ein Fußbad wünscht, bereitwillig entsprochen, und daraufhin folgen erquickende und gut zubereitete Speisen, welche die Fremdlinge mit großem Appetit und in verdoppelter Quantität aus leicht begreiflichen Gründen zu sich nehmen. Man hat die Erfahrung gemacht, daß die Lust in den ersten Tagen des dortigen Aufenthaltes alltäglich sich steigert. — Alle, die in dem Hospize weilen, staunen die Höflichkeit und Mildthätigkeit der geistlichen Herren an; so gleich werden sie mit ihnen vertraut, als wenn sie schon lange mitsammen gelebt hätten; unwillkürlich ergreift selbe eine heilige Ehrfurcht, Bewunderung und dankbare Rührung. Selbst solche, die überhaupt dem kathol. Priester wenig geneigt, und ohne Ausnahme jeden Diener der Kirche mit dem jetzt verächtlichen Spottnamen Pfaffen betiteln, bekannten seit ihrer Reise über den St. Bernhard, es gebe doch kein Stand, der größere Opfer der Liebe bringe, als der clericalische. Diese Herren, sagen sie, verdienen alle Hochachtung, sie opfern ihr Leben für ihre Mitmenschen auf, sie sind würdige Priester des Herrn, und man kann sie nicht genug hochschätzen und ihre Verdienste preisen. Hier zeigt und unterhält die katholische Religion werkthätig jenen Geist wahrer Bruderliebe, der alle Menschen miteinander vereinigen soll; denn alle Fremden werden da gleich aufgenommen, ohne Unterschied des Landes und Standes, des Geschlechtes und des Glaubensbekenntnisses; wer Mensch ist, der hat für Alles, was er bedarf, Anspruch auf ihre Gastfreiheit; und doch setzt man nicht außer Acht, auf Verdienst, Rang oder Würde der Personen gebührende Rück-

sicht zu nehmen. Zur höchsten Sommerzeit kommen oft vornehme Familien mit zahlreichem Gefolge an; die Augustiner wetteifern, nach Gebühr und Rang sie zu empfangen, sie führen selbe in die schönsten Zimmer, erkundigen sich nach ihrem Zustande und nach dem Wunsche ihrer Bedürfnisse, und dienen ihnen wohlwollend nach Kräften. Am Abend wird die Gesellschaft in das Refectorium (Speisesaal) geführt; wo die geistlichen Herren angenehm zu unterhalten suchen, indem sie sich zwischen ihnen vertheilen und alle jene Aufmerksamkeit erweisen, die ein gastlicher Wirth nur immer erzeigen kann. Ein großer Speisekasten steht an der Wand, dessen Inneres von selbst mit den duftendsten Speisen wiederholt sich beladet; es ist nämlich die Vorkehrung getroffen, daß vermittelst einer Maschine das Innwendige, wie es der Speisen entladen ist, wiederum in die Tiefe der Küche sich versenkt, von woher die Diener neue Mundvorräthe herausspenden. Die edeln Gäste werden eingeladen, ihren Aufenthalt zu verlängern, so lange sie wünschen, und ist die Witterung günstig, so führt man diese am andern Tage ins Freie hinaus, zeigt ihnen das Innere der ammuthigen Kirche, das Kloster, die Todtencapelle, und was überhaupt in der Umgebung sehenswerth ist, oder aber sie steigen mit den Chorherren oberhalb des Hospizes, wo die umliegenden Berge, mit ewigem Schnee bedeckt, prachtvolle Fernsicht gegen den Montblanc und auf die ganze bernische und vallesianische Kette gewähren. Bei der Abreise wird Speise und Trank, oder was sonst bedürftig, gefälligst angeboten und die Freundlichkeit geht so weit, daß man selbst des Geleites eine lange Strecke weit sich rühmen und erfreuen darf.

Eine nicht geringere Sorge verwenden die St. Bernhard's-Mönche auf die gemeinen und ärmern Leute; oft kommen Reisende, besonders zur Winterszeit, ins Hospiz, die erfrorene Theile an ihrem Körper haben, ohne daß sie es selbst wissen. Diesen Zustand gleich erkennend sucht man sorgfältig sie vom Feuer entfernt zu halten, und zieht ihnen nach und nach die Kälte aus ihren erfrorenen Gliedern. Die Geistlichen thun dieses mit aller möglichen Aufmerksamkeit, und nehmen selbst die schlechterdings nöthigen Ausschneidungen oder Gliedablösungen (Amputationen) vor. — Gleiche Sorgfalt verwenden sie auch auf alle im Kloster vorfindlichen Kranken; sie bedienen sie, wachen abwechselnd nicht nur den Tag, sondern ganze Nächte hindurch bei ihnen, reichen Arzneien und entsprechende Mahnung, und verschaffen ihnen lieblich jeglichen leiblichen und geistlichen Beistand. Kranke, die als solche ankommen oder dort erkranken, verbleiben bisweilen Wochen und Monate lang und werden nicht entlassen, bis sie im Stande sind, ihre Reise ohne Gefahr weiter fortzuführen. Den ganz Armen gibt man Lebensmittel, den schlecht Bekleideten Röcke, Strümpfe und Beinkleider, nicht selten auch etwas Gelt auf die Reise mit, auf daß sie ohne Entbehrung des Nothwendigsten fortkommen können. Was überdies den Werth dieser Handlungen erhöht, ist, daß jede Verpflegung umsonst geschieht; keinem Wanderer wird etwas abgefördert, sei er arm oder reich, Niemand zahlt die Herberge; doch will ein Reicher oder Vornehmer eine Gabe in den Opferstock der Liebe legen, so wird diese mit höflichem Danke angenommen.

Die Zahl der Reisenden, welche jährlich über den

großen St. Bernhard gehen, seien es Handelsleute oder Pilger, Herrschaften oder Arme, ist nicht gering; es dürfte wohl nicht übertrieben sein, wenn man 9—10,000 auf jedes Jahr annimmt, die Alle längere oder kürzere Zeit im Hospiz sich aufzuhalten, und weshalb dann auch die jährlichen Unterkosten mindestens auf 72,000 Fr. angeschlagen werden. Es gibt Tage, wo man an einem Abend über 500 Personen beherbergt. Im J. 1762 stieg an einem stürmischen Abend die Anzahl der Gäste auf 560, zu deren Verpflegung 4 Ochsen, 20 Schafe und 8 Bentner Brot verbraucht wurden. Im J. 1818 waren 31,070 Mahlzeiten; und die Schweiz. Kirchenzeitung berichtet, daß im Laufe des Jahres 1845 16,630 Reisende, wovon 1423 Personen von Auszeichnung, im dortigen Gotteshause aufgenommen worden seien. Im Allgemeinen wird der Uebergang und der Verkehr auf diesem Berge immer lebhafter, die Ausgaben empfindlicher, was aber die Herren Augustiner nicht hindert, ihre aufopfernde Liebe nach Kräften hinzugeben, eingedenkt der Worte des Apostels Paulus: „Die Liebe erträgt Alles, glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles.“ (1. Cor. 13, 7.)

30.

Die Lage des Hospizes.

Das Hospiz, gelegen am Uebergange der penninischen Alpen¹⁾, gilt für den höchsten Punkt der alten Welt, wo

¹⁾ Nach Cammerer's und Locher's Erdkunde steigen die höchsten Spiken des großen St. Bernhards 10,400 Fuß hoch empor, und die Wasseroberfläche beträgt nach Buchwalder 7668 Fuß.

der Mensch es wagte, seinen Wohnsitz aufzupflanzen; es steht¹⁾ 7530 Fuß über Meer, an der äußersten Grenze zwischen Wallis und Italien, und sendet den Abfluß des Wassers auf der einen Seite in's Mittel-, auf der andern in's adriatische Meer. Am großen Bernhard entspringt ein Arm der wilden Dranse²⁾, die sich mit der Branchine vereinigt.

¹⁾ Nach Tralles berechnet. Chaix hat 7588 Fuß.

²⁾ Die Dranse ist ein reißender Bergstrom, welcher in drei Quellen im Vagnes- und Entremontthale entspringt; die westliche im Ferrethal am col de la Fenêtre aus 2 Seen, und am col de Ferrex; die mittlere am großen St. Bernhard in den Tronches au fond de la Combe (7270 f. hoch); sie nimmt oberhalb S. Pierre die Dranse von Valsorey oder Branchion auf, und vereinigt sich bei Orsières mit jener; die dritte entfließt dem großen Chermontagletscher im Hintergrunde des Vagnethales (5760 f. hoch), und vereinigt sich mit jener oberhalb der Brücke von Sembrancher. — Das Thal ward 25. Mai 1595 und wiederum 1818 mit Überschwemmungen fürchterlich heimgesucht, wobei im ersten Jahre 145 Menschen umkamen. Vier Stunden oberhalb la Chable bildet es einen Schlund zwischen dem Mauvoisin und Mont Pleureur, dessen Fuß eine 150 Sch. hohe Felswand weiset, auf welcher der Getroggletscher liegt, der bis zum Gipfel des Berges hinaufreicht; von diesem lösten sich Lawinen und Eismassen, welche seit 1811 einen neuen Gletscher im Thale der Dranse und dadurch einen kleinen See von 50 f. Tiefe bildeten, der unschädlich wieder unter dem Gletscher absloß. Aber 1818 verstopte im Frühjahr ein großer Theil des herabgestürzten Getroggletschers den Ausgang der Dranse gänzlich. Dieser Eisdam war 400 f. hoch, 3000 dicf., und seine Länge betrug 700 Fuß von einem Berg zum andern; über dem Eisdamme schwef sich ein See, der nach und nach das ganze Alptal von Torembe und den Cristen der Montagne les vingt-huit bedeckte. Schon am 16. Mai hatte er 7200 f. Länge, 650 f. Breite, 180 f. Tiefe, und vor dem Ausbruche

Der Aufenthalt ist schauerlich, die Lage wild und öde und den heftigsten Stürmen ausgesetzt; im strengen Winter steigt die Kälte auf 22—24 Grade, und mitten in den heißen Sommermonaten gefriert es alle Morgen; neun Mondeswechsel

mochte er ungefähr 800,000,000 Kubischuh Wasser enthalten. Um das drohende Unglück abzuwenden, wurde unter Anleitung des berühmten Hrn. Ingenieurs Venez ein Stollen von 600 f. Länge durch das Eis gesprengt, 50 über der damaligen Wasseroberfläche, und als das Wasser diese Höhe erreicht hatte, stieß es an ruhig abzustießen, den Stollen zu erweitern, und ihn so zu zerschneiden, daß der See vom 14.—16. Brachm. genannten Jahres schon um 1950 f. von seiner Länge abgenommen hatte; allein an diesem Tage, Abends 4 $\frac{1}{2}$ Uhr, erfolgte der schreckliche Durchbruch auf der Seite von Mauvoisin, wo der Gletscher an lockere Felsstücke gelehnt war, darum dem Drucke um so eher wich. Mit frachendem Getöse, welches man in Martinach hörte, stürzten die Wasserwogen über die hohe Brücke von Mauvoisin (nach Michaelis 5406 f. hoch), über die Alpen von Mazeria, Cexy, Bonatschiffa, Bencholay, den Wald von Livonnaire, die Sennedorfer von Leionin, Granges neuves, Chleitz, Laventia, über die Dörfer Courtier, Champosec, Vagnes, Sembrancher nach Martinach, wo die tobenden Fluthen die Rhone erreichten und die schönen heranreifenden Felder unter Wasser setzten. In einer Stunde hatte die Fluth den 7 Stunden langen Weg bis Martinach zurückgelegt, wobei, ungeachtet gegebener Signale, doch etwa 50 Menschen das Leben verloren. Martinach war sehr bedroht und es herrschte in demselben Todesfurcht; Niemand durfte sich mehr auf die Straße wagen, indem das Wasser bis an die ersten Stockwerke hinaufstieg. Es bot sich eine herzerreißende Scene den Einwohnern dar! Schon am ersten Abend der Überschwemmung sahen sie von ihren Fenstern aus, wie die empörten Elemente Menschen, Vieh, Häuser, Scheunen und ganze Wälder mit dem Erdreich aus dem verunglückten Thale herauswälzten. Der Schaden betrug nach amtlicher Berechnung

dauert hier der Winter, und der Schnee fällt so häufig, daß man, obwohl die Klosterpforte sehr hoch angebracht ist, dennoch gewöhnlich Stiegen in den Schnee anbringen muß, um Ein- und Ausgang zu erhalten. Der Boden ist steinig oder vielmehr kahler Felsen; nur drei Monate lang sieht

nicht weniger als 1.580.370 Fr. In Folge dieser Fluth wurde, zur Sicherung des Weges, bei Vouvernier die Felsgallerie Monnain 200 f. lang und 12 f. hoch durch den Berg gebrochen. Durch die Entleerung des See's ward der Gletscher nicht ganz weggerissen, daher man, um einem zweiten Sturze vorzubeugen, auf hölzernen Gerüsten Wasser herleitete, welches auf dem Eise die Rinnen durchloß, auf diese Art den Gletscher durchfräß und Massen von mehrern tausend Kubikfußen durchsägte, die dann in die Dranse sich stürzten und darin verschmolzen. — Ganz Europa wurde durch die Kunde dieses jammervollen Ereignisses erfüllt, und wohlwollende Menschenfreunde wetteiferten in liebensvoller Theilnahme, durch reichliche Gaben den schwer Geprüften wieder aufzuhelfen.

Diese Bereitwilligkeit, Verunglückten die Noth zu lindern, erneuerten die Kantone der Schweiz wiederum, als im J. 1855 die Bebten Wisp, Nären und Brieg mit einem fürchterlichen Erdbeben, das längere Zeit andauerte und jetzt noch nicht ganz aufgehört hat, heimgesucht wurden; die Noth war groß, zumal Häuser, Kirchen, Wiesen und Wälder zerstört, Viele keine Wohnung mehr hatten; aber von allen Seiten kam man mildthätig entgegen. Im ganzen Waterlande sammelten eigens gebildete Vereine Liebesgaben; man benützte dazu jeden Anlaß: Feierlichkeiten, Feste und Concerte wurden zu Gunsten der Bedrängten gegeben, um dadurch milde Beiträge zu erzielen; selbst Schweizer im Auslande dachten an ihre schwer geprüften Brüder und übersandten ihnen schöne Summen. Wir führen dieses deswegen an, um allen Wohlthätern im In- und Auslande öffentlich den wärmsten und herzlichsten Dank in vorliegender Schrift aussprechen und darbringen zu können.

man ihn vom Schnee entblößt; es ist nichts Seltenes, daß selbst im August der Thermometer unter 0 fällt¹⁾, und daß man ziemliche Kälte und große Eisschollen antrifft; deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn alle Vegetation hier erstickt, und wenn in einem kleinen vor dem Hospize gelegenen Garten mit der sorgfältigsten Pflege nur wenig Salat in der wärmsten Sommerszeit gedeiht. — Unten am Felsen, etwa fünfzehn Minuten vom Hospiz, liegt der Bernhardsee²⁾, dessen Ausfluß nach Piemont geht; er hat $\frac{1}{4}$ Stunde im Umkreise, ist von traurigem Ansehen, gefriert vom Herbstmonate an zu, und dient fast bis in den Heumonat den Reisenden als Weg. An seinen Ufern bemerkt man im Sommer doppelte Beilchen, von denen das eine aus dem Saamen des andern und dem Kelche des erstern entsprossen ist. — Das Kloster ist fest und sicher gegen Lawinen gebaut, die oft von beiden Seiten mit donnerndem Gedröhnen herabstürzen, ohne selbes zu erreichen oder zu beschädigen. Der Schutz des Himmels ist hier sichtbar, er bewacht die Wohnungen dieser Menschenfreunde, die nur darum ihr Ostherr hier auffschlugen, um Reisende zu erquicken und Verunglückte dem sichern Tode zu entreißen. — Unten im ersten Stockwerke ist eine geräumige Küche mit beständig unterhaltenem Feuer, und sind Schlafzimmer für Arme und Landleute; daselbst befindet sich auch ein stets erwärmer Speisesaal, und

¹⁾ Ende Aprils des laufenden Jahres 1856 sank der Thermometer bis auf 16° unter Null; der Schnee erreichte die Höhe von 6 Fuß, und es bildeten sich jetzt zahlreiche und furchtbare Lawinen. (So wird vom St. Bernhardshospiz geschrieben.)

²⁾ Nach Malten 7640 Fuß über Meer.

über demselben die Zellen der Geistlichen, die sich begnügen, in kalten Zimmern zu schlafen, um Holz zu ersparen. Der übrige Raum des Gebäudes ist für die Gäste bestimmt, allwo jederzeit 60—70 Betten aufgerüstet stehen. Ein großes Nebengebäude gegen Norden wird für Waaren und Beherbergung weiblicher Ankömmlinge gebraucht. Die Gänge im Innern des Hospizes sind geräumig und regelmäsig gebaut. Eine schöne Bibliothek, eine artige Sammlung von Naturalien, Münzen, Alterthümern und physikalischen Instrumenten, nebst mehrern Urkunden schmücken das Kloster. Die an das Hospiz grenzende Kirche ist klein, aber zierlich, und man wird überrascht, große Säulen von Marmor, herrliche Gemälde, so wie das schöne Denkmal des zu Marencos gefallenen Generals Desaix darin zu finden.¹⁾

1) *Desaix de Voygour* war ein tapferer Krieger, der vorzüglich in Aegypten als großer General sich auszeichnete; selbst die Bewohner Kairos nannten ihn nur den gerechten Sultan. Bei seiner Wiederankunft in Frankreich erfuhr er, daß Napoleon als erster Consul zur Wiedereroberung Italiens abgegangen sei, worauf er zu demselben eilte und von ihm das Commando über die Reserve erhielt. Ein Drittheil der französischen Armee war außer dem Gefechte, als Desaixs Corps zu Marencos ankam, worauf er sogleich die Schlachtiline bildete und sich zur Rechten nach Stefano wendete, wodurch er den linken österreichischen Flügel abschnitt. In diesem entscheidenden Augenblicke traf den tapfern Krieger eine Kanonenkugel und er fiel sterbend seinem Adjutanten Le Brun in die Arme, worauf er in Mailand einbalsamirt und dann auf Befehl Napoleons auf den St. Bernhard, den höchsten von Menschen damals bewohnten Punkt Europa's, gebracht wurde, wo auch ein Denkmal, welches in halb erhabener Arbeit den Tod des Helden darstellt, errichtet ist. Den Grundstein dazu legte

Mit großer Anstrengung und mit bedeutenden Auslagen werden Holz, Wein, Lebensmittel und der übrige Bedarf herleigeschafft. Alles wird mit Pferden oder Mauleseln (ungefähr 30 an der Zahl) auf den Berg gebracht; das Holz führt man 4 Stunden weit aus dem Ferreethale, die Lebensmittel von Nosta und Martinach, in einer Entfernung von 7—8 Stunden, her. Die Pferde sind nur während dre Monaten brauchbar, und doch müssen selbe über vier Monate verköstiget werden. Ihr Unterhalt ist nicht unbedeutend (Brot, Hafer), zumal auf dem Berge kein Gras wächst, sondern nur eine dürstige Schafweide dem Boden entkeimt. Bedienstete hat es viele da droben, die schwere Arbeiten verrichten. Die Einen sind immer im Hospiz, oder aber draußen als Auffucher und Führer der Reisenden, Andere tragen die Lasten den Berg hinan, oder geleiten die Maulthiere. Alle diese Leute kosten jährlich beträchtliche Summen.

W e g e. Ffw. Durch das schauerliche Thal la Combe über Pont de Nudri, l'Hôpital (Todtencapelle und Zufluchtsort für Wanderer, 1 Stunde vom Hospiz, 6750 f. hoch), durch das Desilée Marenco und über Som - Proz (Prozgipfel, Alptrift, 5880 f. hoch) nach St. Petersburg $2\frac{3}{4}$

Bonaparte selbst, wobei er einer Bleiwage, einer Maurerkelle und eines Mörtelgefäßes von vergoldetem Silber sich bediente, die er nachher dem Hospiz schenkte.

Auf der Klostertreppe steht man die marmorne Bildsäule Desairs, und ihr gegenüber eine Tafel von schwarzem Marmor, worauf der damalige Freistaat Wallis durch eine goldene Inschrift den Uebergang des ersten Consuls verewigt hat.

(3650 Fuß), und auf fahrbarem Wege nach Martinach $5\frac{5}{6}$; im Ganzen fast $8\frac{3}{4}$ St.; — auf der südlichen Seite doch steiler hinab nach St. Remy $2\frac{1}{4}$ St., und Aosta $4\frac{3}{4}$: im Ganzen 7 St.; — zw. über den Col de la Fenêtre 8666 f. hoch) $1\frac{1}{2}$ St.; und durch das Ferrexthal über Olivières $6\frac{2}{3}$ St., nach Martinach $3\frac{2}{3}$ St.; im Ganzen $11\frac{1}{6}$ St.

31.

Die Todtencapelle.

Nicht nur den Lebenden, sondern auch den Abgestorbenen wendet sich die Liebe dieser menschenfreundlichen Ordensgeistlichen zu. Alle Todten, die man auffindet, werden in's Kloster getragen, und nachdem man ihnen, ohne zu erkundigen, welcher Religion sie angehörten, das christliche Leichenbegägniß gehalten, werden sie in die Todtencapelle gebracht. Sind die auf dem Berge Verunglückten oder im Kloster Gestorbenen Bekannte dem Namen, des Ortes oder der Familie nach, so werden die Verwandten sogleich darüber in Kenntniß gesetzt; oft aber bleiben alle Nachforschungen ohne Erfolg. Bei der Begräbniß finden alle Geistlichen, die im Hospize wohnen, sich ein; und auch die Dienstboten begleiten den Zug. Der Prior oder ein Stellvertreter liest für den Dahingeschiedenen eine hl. Messe, segnet die Leiche ein und verrichtet bei der Beisezung die von der kathol. Kirche vorgeschriebenen üblichen Gebete.

Das Todtenhaus steht auf der Ostseite des Klosters nur in geringer Entfernung von diesem; es ist ein kleines, vier-

edigtes Gebäude, auf einem Felsen ruhend. Schaudererregend ist der Anblick des Gewölbes, welches durch ein mit eisernen Stäben vergittertes Fenster matt erleuchtet ist. In zwei Reihen stehen die Todten, in weiße Leintücher gehüllt und an die kahlen Wände hingelehnt; theils sind ihre Züge noch kenntlich, theils hat die Zeit dieselben mit einer dunkeln, mumienartigen Haut überzogen, oder aber sie sind ganz zu Skeletten zusammengeschrumpft. Auf dem Boden ist Stroh gestreut, in welchem diejenigen, die in die Nähe der Verblichenen treten wollen, bis an die Knöchel watten. Schädel und Knochen aller menschlichen Theile liegen auf demselben zerstreut durcheinander. Ein eigenes Gefühl ergreift die Neugierigen, welche die Verstorbenen an diesem einsamen Orte besuchen und unter ihnen wandeln; sie verlassen den Berg, die Gefühle des Todes und der Vergänglichkeit mit sich nehmend, und erzählen oft noch später, welchen Eindruck und welch' ernste Gedanken das Todtenhaus auf dem St. Bernhard auf sie gemacht habe.

Vor mehrern Jahren verlangte ein Reisender diese Kapelle zu sehen, und es wurde seinem Wunsche willfahrend; ein Angestellter des Hospizes führte ihn hin und zeigte ihm der Reihe nach die Verunglückten. „Hier“, sagte er, „steht die kräftige Gestalt eines Jünglings, der im Leben ein Handwerker aus Schwaben war, in Italien gearbeitet, sich etwas erspart hatte, und nun fröhlich seiner Heimath zueilen wollte, in der Hoffnung, dasselbst die ihn sehnlichst erwartende Braut zu ehelichen. Allein unter einer Schneelawine fand er sein Hochzeitbett und statt der Braut umarmte ihn der kalte Tod. Dieser dort ist ein armer Mann, der mit Hunger und Kum-

mer zu kämpfen hatte; er zog des Jahres einige Mal mit seinem Knaben nach Italien, um daselbst Hüte zu kaufen, die er mit kleinem Gewinne, wodurch er nur nothdürftig sein Leben fristete, wieder feil bot. Der Tod auf unsren Eisfeldern machte seinen Sorgen ein Ende und führte die Seele in jenes glücklichere Leben, wo nicht nach arm und reich, sondern nach recht und gut gerichtet wird. Hier dieses große Gerippe scheint auch im Leben ein großer, vornehmer Herr gewesen zu sein, vermutlich ein wissbegieriger, naturforschender Engländer, den man in einer Kluft, mehrere Jahre nach seiner Verunglückung, entdeckte; dessen Schriften waren vermodert, doch fand man viele Sachen von bedeutendem Werthe bei ihm, die auf Stand und Heimath schließen ließen; aber seinen Namen und Geburtsort erfuhren wir nie. Gott kennt ihn schon. Neben ihm steht ein Mann, welcher, nach der damaligen Kleidung zu urtheilen, sein Diener möchte gewesen sein. Beide ruhen nun friedlich neben einander, der Tod hat den Unterschied der Stände aufgehoben und den Diener dem Herrn gleich gemacht. Dort in der Ewigkeit hat gewiß der Geist dieses Engländers alles erforscht, was er auf Erden, mit jeglicher irdischen Kraft ausgestattet, vergeblich zu ergründen suchte. Diese zwei Leichname da waren Mann und Frau, man deckte sie halb im Schnee begraben auf, in der Nähe einer Stange. Sie hatten sich liebend umschlungen, als sie auf jede zeitige Liebe verzichten mußten, und der Tod führte ihre Seelen vereinigt in's Reich der ewigen Liebe. Dort steht ihr eine Mutter mit ihrem Kinde; man fand die Mutter halb entblößt, indessen das geliebte Kleine in ihre Klei-

der und Tücher gehüllt war. Ein gewaltiger Sturm hatte sie erreicht und im Schneewirbel fand sie gleich ihrem Kinde den Tod, welcher sie auch dahin führte, wo gewiß die zärtliche Mutterliebe belohnt werden wird.“ „Endlich“, sprach der Führer, ein Tuch lüstend: „hier sind zwei Kinder, Geschwisterete, die, von St. Remy kommend, unweit von hier in einer Grundlawine begraben wurden. Wir machten uns gleich nach dem Sturme auf, die Hunde zeigten den Ort ihrer Verunglückung an; wir gruben nach den Verschütteten, fanden diese sogleich, aber alle Versuche, sie in's Leben zurückzurufen, blieben ohne Erfolg. Savoyen ist ihr Vaterland. — Die Geschichten der Uebrigen sind mehr oder weniger diesen ähnlich.“

Der Reisende war tief erschüttert, die Hinfälligkeit alles Geschaffenen schwelte vor seiner Seele, und er schrieb folgende Reime ein:

Der Tod allein gibt uns den Frieden,
Er nimmt arm und reich,
Und was der Stand hier streng geschieden,
Das macht er liebend gleich.
Drum malet ihn nicht immer gräßlich,
Malt ihn nur schön und mild;
Was Edles lohnt, ist nimmer häßlich,
Es bleibt der Schönheit reines Bild!

Es ist reine Wahrheit, im Tode sind wir gleich, und der Tod einigt alle Stände, aber er hätte bei diesem Gedanken nicht stehen bleiben sollen. Die Menschen gleichen sich auch darin, daß sie unsterblich der Seele nach sind, und daß der Leib wieder am Tage der allgemeinen Auferstehung aus

dem Grabe sich erhebt und mit der Seele sich vereinigt.
Da sind wir nicht mehr gleich, nachdem einmal der Richter
die Gerechten und die Sünder für die ganze Ewigkeit von
einander scheidet, und Beiden eine ungleiche Zukunft bereitet;
wohl hätte er noch hinzufügen können:

Ich bin, und weil ich fähle, daß ich bin,
So werd' ich ewig leben.
Mein Geist fährt nicht in's Todtenreich dahin,
In's Reich des Lichtes wird er sich erheben.
Der Mensch ist nicht für diese Endlichkeit,
Und nicht für diese Lebens- Dual und Lust
Geschaffen. Nein, das Bewußtsein der Unsterblichkeit
Erfüllt die Brust mit Kraft und Freudigkeit.
Ich lebe, und werde leben,
Der Tod sieht mich nicht an.
Der Erde wird zwar wieder hingegaben,
Was ihr gehört, der Leib, auf kurze Zeit;
Jedoch mein Geist wird hin zu den Geistern schweben,
Er ist geschaffen zu der Unsterblichkeit.

Und wiederum:

Auferstehen!

Jeder Mensch wird Staub und Asche,
Jedermann verwest im Grabe;
Denn die Würmer nagen an dem Fleische,
Doch wird Leben sich erheben aus der Gruft,
Und der Mensch verkündet entgehn der Todtenkluft.

Auferstehen!

Der gerechte Gott wird richten,
Sünd' und Tugend strenge sichten,
Die Gerechten von den Sündern scheiden,
Seine Treuen einen in dem Himmelssaal,
Die Verworf'nen schleudern in die Höllenqual.

So sind die frommen Augustiner-Chorherren für die feierliche Einweihung der Leichname besorgt.¹⁾ Dank spricht ihnen die Kirche, und danken werden ihnen auch alle in dieser eisigen Wüste zu Gott Heimgegangenen für das Gute,

¹⁾ Ältere Geschichtsschreiber sagen, früher habe man die Verblichenen des steinigen Bodens wegen über die Felsen hinabgeworfen. So lesen wir in Stumpfs Schweizer-Chronik (XI. Buch), gedruckt 1606 zu Zürich: „Die Todten, so auff disem berg abstorbend, kan man nit vergraben inns erdtrich, die werdend über die hohen Welsen abgeworffen, in den schnee vergraben, darinn gestrierend sy, und verzeerend sich also mit der zeit langsam.“ (fol. 678 b.) Dieses war vielleicht der Fall in heidnischen Zeiten, wo der Übergang durch einen engen und gefährlichen Pfad führte, oder auch noch damals, als die Sarazenen dort hausten, welche die Reisenden und Wallfahrer mordeten; seitdem aber der hl. Bernhard von Menthon das Hospiz auf der Anhöhe gegründet und geäusnet, ist nicht nur für die Wanderer, sondern auch für die Todten durch die Erbauung einer eigenen Gavelle gesorgt worden. Ihr Entstehen können wir nicht genau angeben, aber sie ist schon alt und vermutlich dem Alter des Hospizes gleich. Völlige Unwahrheit, Unwissenheit oder Boswilligkeit wäre es, zu behaupten, die Chorherren hätten jemals einen Versorbenen über die Felsen herunter geworfen! Alle, die auf dem Berge tot gefunden oder im Hospize sterben, werden sorgfältig in's Todtenhaus gebracht und im Todtenbuche eingeschrieben. — Wohl läßt sich denken, daß man, wenn Mehrere auf einmal weit vom Kloster verunglücken, nicht alle den mühsamen Berg hinauftragen kann; sie werden leichter auf der einen Seite nach St. Pierre, auf der andern nach St. Remy gebracht. — Eine Stunde unter dem Hospiz in dem Engpaß Mareno steht die Zufluchthütte (Schirmhaus) für Reisende, und neben dieser die zweite schaurliche Knochenkammer; ein Beweis, daß viele auf einmal Verunglückte an einem Orte zusammen der friedlichen Ruhe übergeben werden.

welches sie im Leben und nach dem Tode an ihnen übten.
Das ist der wahre Geist des Christenthums, der Lebendige
und Abgestorbene beherberget.

32.

Das reiche Einkommen des Hospizes.

Den Anfang zur Erbauung der zwei Hospize auf dem großen und kleinen Bernhardsberge machte der heilige Stifter aus den Ersparnissen seiner Pfründen von Aosta, aus den milden Gaben des Bischofs, der Chorherren und anderer reichen wohlwollenden Freunde, und nachdem ihn die Eltern mit seinem Taufpathen, dem Baron von Beaufort, auf dem Jupitersberge aufgefunden, vermachten selbe ihre beträchtlichsten Einkünfte den zwei gegründeten Spitälern, damit die Gastfreiheit zu ewigen Zeiten dort gesichert bleibe. Bald wurde diese segensvolle Anstalt durch den häufigen Durchpaß der Reisenden in den meisten europäischen Staaten bekannt; überall und von Mund zu Mund erzählte man die liebreiche Aufnahme im Hospiz, die Freundlichkeit dieser Diener Gottes, ihr höfliches Betragen gegen Sedermann, ihre Sorge für Kranke und die uneigennützige Unterstützung, was Manchen bewog, mit reichen Gaben dem Spitale aufzuhelfen. Ein begüterter und vornehmer Engländer, Rearlue, hörte in seinem Vaterlande viel Rühmliches über dieses neu gegründete Institut; er wollte selbst davon sich überzeugen, machte eine Reise durch Italien, lehrte in beiden Hospizen ein, wo man ihn auf's freund-

lichste empfing. Sezt war er Augenzeuge des Erzählten, fand zu seinem Erstaunen alle Erwartungen übertroffen, schenkte dem Kloster sämmtliche Güter, die er in England besaß, und bat später um Aufnahme in den religiösen Verband, die ihm auch in aller Bereitwilligkeit gewährt wurde. — Im 12. und 13. Jahrhundert schon hatte St. Bernhard zahlreiche Besitzungen in Frankreich, England, Italien, Savoyen, in der Schweiz und in andern Staaten inne, und die Zahl der Pfründen stieg bald auf 88 in den verschiedenen Bistümern.¹⁾ Grafen und Herrschaften, Fürsten und Bischöfe mit dem Oberhaupte der Kirche ermunterten einander, dieses Liebeswerk zu befestigen. Unter die weltlichen Fürsten, die durch eigene Schenkungen oder vergünstigte Privilegien gegen den St. Bernhardsberg gnädig sich erwiesen, zählen wir im J. 1161 Kaiser Heinrich VI., 1292 Eduard I., König von England, 1274 Eleonora, Königin von England, Heinrich Graf von Troyes, Amadeus III., Thomas I., Philipp I., die Grafen von Savoyen, und endlich Amadeus VIII., erster Herzog von Savoyen, der in dem Kirchenrath zu Basel, gemeinschaftlich mit den daselbst versammelten Vätern, den Ordensgeistlichen auf dem Jupitersberge ausdrücklich das bisherige Recht bestätigte, im Capitel den Propst aus der Mitte ihrer Mitbrüder zu wählen, ohne daß irgend eine weltliche Macht je selbe daran hindern dürfte, und befreite zugleich das Gotteshaus von den Abgaben des Salzzolles und anderer Lasten.²⁾

1) So die Bulle Alexanders III. vom 20. Brachm. 1177.

2) Gerne entwerfen wir hier von Amadeus VIII. ein Bild aus seinem wunderbaren Leben. Dieser ist in der Geschichte, wie durch seine persönlichen Tugenden, so auch durch den Misgriff berühmt

Diese glänzenden Handlungen der Wohlgewogenheit und Freigebigkeit, welche die weltlichen Fürsten gegen die Söhne des hl. Bernhards an den Tag legten, bewogen auch die Stellvertreter Jesu, entweder Bullen oder Breven zum

geworden, daß er sich von dem Basler-Concil unter dem Namen Felix V. als Gegenpapst dem rechtmäßigen Eugen IV. entgegenstellen ließ. Almadeus war am 4. Christi. 1383 geboren, gab frühzeitig Beweise von Regententüchtigkeit, befestigte und erweiterte die Macht seines Hauses, regierte in schwerer Zeit gerecht und milde und zeigte auch großen Eifer für die kathol. Kirche und für die Aufhebung des Schwärmars durch das Konstanzer-Concil. In Anerkennung seiner Verdienste erhob König Sigismund 1416 Savoyen zum Herzogthum. Im J. 1422 belohnte ihn derselbe auch mit der Grafschaft Genf. Nachdem Almadeus für seine Staaten gehörig gesorgt zu haben glaubte, und dessen Gemahlin Maria von Burgund gestorben war, stiftete er im J. 1430 die Einsiedelei zu Nipaille für sechs Ritter des hl. Moritz, übergab seinem ältesten Sohne Ludwig die Verwaltung der Staatsgeschäfte, und zog sich dann im J. 1434 mit fünf Geesen in die genannte Clause zurück. Alle legten das Gelübde der Keuschheit ab, sollten aber neben ihren religiösen Uebungen auch mit Staatsangelegenheiten sich beschäftigen und beständige Räthe des Herzogs von Savoyen sein. Er selbst wurde Decan dieser Einsiedler-Ritter, und brachte fünf glückliche Jahre in philosophisch-religiöser Einsamkeit zu, bis 1439 der schismatische Theil des Kirchenrathes von Basel ihn zum Gegenpapst wählte. Obgleich bisher ein warmer Anhänger Eugens IV., nahm Almadeus dennoch die angebotene Würde an, theils durch sein eigenhümliches phantastisches Wesen, sowie durch seine nicht zu verkennende Eitelkeit, theils aber auch durch das Zureden der Basler: „er müsse der Kirche aufhelfen“ u. dgl. verleitet. In dieser falschen Stellung blieb er neun Jahre, bis er im Jahr 1448 freiwillig der päpstlichen Würde entsagte und seine bisherigen Anhänger bestimmte, daß rechtmäßige Kirchenhaupt Nicolaus V.,

Besten dieser wohltätigen Stiftung zu erlassen, oder aber Ablässe zu verleihen sowohl denen, die durch ihre Almosen und Beiträge zum Unterhalt derselben beitragen, als auch den Chorherren daselbst, die aus christlicher Liebe die Provinzen durchwandern und nach dem Beispiel ihres hl. Gründers mit vieler Beschwerde und unzähligen Gefahren den Reisenden und Pilgrimen auf dem Wege freundlichst entgegengehen, und im Hospiz die nothwendige Unterstützung gewähren. Wir könnten hier eine Menge Päpste aufzählen, deren Erlasse noch in dem Archive des Klosters sich befinden; es genüge aber, einzig Jene anzuführen, die vorzüglich in ihrem Wohlwollen sich auszeichneten. Diese sind: Gregor V., Gregor VII., Eugen III., Adrian IV., Alexander III., Lucius III., Innocenz III., Gregor IX., Innocenz IV., Alexander IV., Clemens IV., Adrian V., Honorius IV., Clemens V., Johannes XXII., Johannes XXIII., Martin V., Eugen IV., Nicolaus V., Calixtus III., Paul II., Sixtus IV., Pius III., Julius II., Clemens XI. und Clemens XII. Alle ertheilten dem Stifte Freiheiten und Privilegien, oder bestätigten und erweiterten dieselben, und suchten die alten Gebräuche in der klösterlichen Ordnung für Ausübung der Gastfreiheit aufrecht zu erhalten.

Auch die apostolischen Sendboten in Lucern und Turin wandten ihre Liebe mit großer Theilnahme den Augustinerherren zu. Seit zweihundert Jahren liegen Briefe und

den Nachfolger Eugens IV., anzuerkennen. Er blieb Kardinal und beständiger Vicar des hl. Stuhls in allen Staaten des Hauses Savoyen, zu Basel, Straßburg, Chur u. s. w., und starb in Genf am 7. Januars 1451, in einem Alter von 68 Jahren.

schriftliche Denkmäler im Archive auf dem St. Bernhard von ihnen aufbewahrt, welche die dortigen Geistlichen in ihrer schwierigen Lage aufmuntern und ihnen jeglichen Schutz der Kirche vergönnen. Da sie giengen bei schicklichen Gelegenheiten in eigener Person hin, theils die Sachlage des Spitals zu erkundigen, theils die gehörige Ordnung und die Unterstützung desselben zu fördern; und solches thaten sie bald aus persönlichem Eifer und Zuneigung, bald als Abgeordnete des hl. Stuhles. Die Bischöfe von Sitten, in deren Diözese der große St. Bernhard liegt, wollten ebenso der Freigebigkeit und ehrenvollen Hingebung geistlicher und weltlicher Fürsten nicht nachstehen; auch sie legten großartige Beweise ihrer Unabhängigkeit zu diesem so edeln Stifte ab. Mehrere Oberhirten besuchten die Anstalt. Bischof Jost (Hildebrand II.), wie er 1630 von Rom zurückkehrte und auf dem Bernhard als Gefangener 5 Monate lang lebte, konnte die Gastfreiheit, die liebvolle Behandlung aller Reisenden nicht genug bewundern; so lange er lebte, blieb er dem Hospize zugethan. In seiner Verbannung und Verfolgung tröstete ihn dieses opferwillige Institut. Auch die Nachfolger Hildebrands verzichteten freiwillig auf mehrere Pfarreien, damit selbe die Augustiner besetzen und das Einkommen der Pfründe für ihre Häuser zur Unterstützung der Wanderten beziehen könnten. — So durch allseitige reichliche Hingebung gelangte das Haus des hl. Bernhards zu bedeutenden Einkünften, und es ist wahrscheinlich, daß dasselbe im fünfzehnten Jahrhundert noch im Besitze alles dessen war; denn Nicolaus V. bestätigte in einer Bulle vom 3. 1453 jegliche Prähenden, die Honorius IV. bereits aufgezählt

hatte und worin noch mehr als 60 Pfründen, nebst Lehen, Renten und Pachtgütern in achtzehn Bistümern namentlich angeführt werden.

*
33.

Verlust des Einkommens.

Der große St. Bernhard hatte jederzeit, wie seine mächtigen Gönner, so auch seine Feinde, die Unterhalt und Dasein in Frage stellten. Sofort nach dem Tode des Stifters wurde seine Wirksamkeit auf verschiedenartige Weise, theils wegen Belehnung der geistlichen Pfründen oder aber der streitigen Propsteiwahl, theils auch der weltlichen Sachwalter und Vorstände halber gehemmt. Besonders übten Letztere oft unumschränkte Gewalt aus. Mit welchem Rechte solche dem Hause aufgedrungen wurden, liegt uns nicht bestimmt im Wissen; daß diese aber nach Willkür handelten, Capitalien, Grundgelder, Zinse verschwendeten, ohne die Genossenschaft anzufragen, das ist Thatsache, die der Geschichte anheim gefallen ist. Auch in St. Morizien waren derlei Vorsteher, welche die fürstliche Abtei beinahe zur Auflösung brachten; wir erinnern hier nur an Arnulf, Sohn Ludwigs des Frommen, an Theutberga, und die weltlichen Chorherren u. s. w. Man wollte dem steigenden Uebel auf dem St. Bernhard nicht länger gleichgültig zusehen, zumal die Klagen der Augustiner und ihrer Wohlthäter immer lauter wurden; deßhalb erklärten Päpste und Kirchenversammlungen, im Einverständnisse ein-

zelter weltlicher Fürsten: die Propstwahl komme dem Stifte selbst zu, und dieses habe das Recht freier Ernennung aus seiner Mitte, ohne daß irgendwelche andere Gewalt es daran behindern könnte. Kardinal Schiner soll einer der letzten sog. Commendataires gewesen sein, aber von seiner Verwaltung kann, nach Aussage der dortigen Geistlichen, nur das angeführt werden, daß der Spital in finanzieller Beziehung damals keineswegs aufblühte. Zweimal ist das Hospiz mit allen Nebengebäuden abgebrannt; der letzte Brand fiel im J. 1555 vor, wobei viele Alterthümer, z. B. die kürzernen Gelübdestafeln, die Inschriften, welche man in den Ruinen des Heidentempels auffand, die ehernen, silbernen und goldenen Münzen der römischen Kaiserherrschaft, und alle Denkmäler oder Documente der Gründung des Klosters zu Grunde giengen.

Weit mehr Schaden litt aber der St. Bernhardsberg, als die Reformation im sechszehnten Jahrhundert eine neue Bahn in den europäischen Staaten sich brach. Es ist bekannt, wie die Protestanten Kirchengüter und fromme Stiftungen bei ihrem Absalle vom wahren Glauben an sich zogen, und wie die Regierungen dieser Länder, nachdem sie zum Oberhaupte der Kirche sich aufgeworfen hatten, sämmtliches Kirchenvermögen dem Staatsgute einverleibten. Auch der St. Bernhard verlor um jene Zeit einen nicht geringen Theil seines Einkommens; die schönen Bergabungen des N earlues und anderes Besitzthum in Großbrittanien eignete sich England an. Nicht besser gieng es in der Eidgenossen Landen, in denen die Reformation obsiegte; auch da mußte unser Hospiz Pfründen, Pachtgüter, Häuser, Kirchen und Hospitäler einbüßen.

Von dieser Zeit an verlor das Stift immer mehr und mehr von seinem Eigenthume; nicht nur in reformirten, sondern ebenso in katholischen Ländern gelüstete es nach dem Vermögen dieses edlen Hospizes. Selbst der König von Sardinien suchte im J. 1752 einen Vorwand, um die zahlreichen Besitzungen in seinen Staaten an sich zu ziehen; vorerst behauptete er die Leitung der Propsteiwahl und die Bestätigung derselben, obschon ihm im Wissen war, daß diese Anforderung den Beschlüssen der Kirchenversammlungen, der Päpste und mehrerer Fürsten entgegen laufe; dann gieng er noch weiter, indem er auf den Klosterbrunnen, der aus dem Boden des Hospizes hervorrieselt, Anspruch machte. Begreiflich weigerte sich die hohe Regierung von Wallis, diesen ungerechten Ansinnen zu entsprechen, zumal das Kloster auf ihrem Gebiete liege; aber der Hof von Turin ließ nicht lange auf sich warten: alles Besitzthum, welches St. Bernhard in den sardinischen Staaten inne hatte, wurde mittels eines Machtspurches ihm entrissen und den Staatsgütern zugetheilt. Der Streithandel gelangte vor den heiligen Stuhl. Benedict XIV., das damals regierende Kirchenhaupt, verwendete sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften für das wohlthätige Stift, und widersezte sich dieser gewaltsamen Spoliation; dessen ungeachtet scheiterten alle Unterhandlungen und Annäherungen, und auch die nachfolgenden Päpste, welche diese Angelegenheit wieder zur Hand nahmen, konnten Sardinien nie bewegen, das dem St. Bernhard rechtlich zugehörnde Eigenthum zurückzuerstatten.

Durch solche Vorgänge haben die frommen Söhne Bernhards ihr schönstes Vermögen eingebüßt; die zahlreichen

Präbenden, welche die sel. Eltern des Heiligen, ihre Anverwandten und andere großen Wohlthäter zu Gunsten der Reisenden dem Kloster auf den Alpen hinterlassen, hat die lüsterne Welt wieder an sich gezogen. In neuerer Zeit war das Vermögen einzig auf eine Alpenwirthschaft von 100 Kühen und einige Güterbesitzungen in den Kantonen Waadt und Wallis beschränkt, und auch diese haben seit dem sogenannten Sonderbundskriege bedauerliche Veränderungen erlitten. Wir werden später Einiges hierüber ausführlicher berichten.

34.

Das Almosensammeln.

Nach diesen traurigen Erlebnissen hatte das Hospiz von St. Bernhard, wollte es sein Dasein retten und die Gastfreiheit fortüben, keine andere Auswahl, als die Mildthätigkeit wohlwollender Menschen in der Nähe und Ferne in Anspruch zu nehmen. Die würdigen Männer ergriffen den Wanderstab, reisten durch die Welt über Berg und Thal, klopften an in Städten, Flecken und Dörfern bei wohlhabenden Familien, und schämten sich nicht, das Almosen von Thüre zu Thüre zu betteln, damit sie das große Liebeswerk auf dem rauhen Berge fortsetzen könnten. Einige der Mönche giengen sofort in verschiedene Staaten hin, flagten ihr Elend und ihre Noth und dankten herzlich für jede empfangene Gabe. Das Gerücht, das Hospiz gehe durch Entziehung so vieler Stiftungen seinem Verfall entgegen, verbreitete sich bald an den europäischen Höfen, und man sah ungerne

diese so nützliche Stiftung, welche die Reisenden aller Länder nährte, eingehen; man erkannte, daß, wenn diese Stätte der Liebe verödet, die Pilger und Wanderer aus so vielen Staaten dann dem Tode oder lebensdrohenden Gefahren auf dem Jupitersberge ausgesetzt wären; deßhalb öffneten Fürsten und Monarchen wiederum ihre Länder zum Almosensammeln; sie ermunterten die Chorherren, ihre Staaten zu besuchen, spendeten selbst reichliches Almosen und versicherten sie dabei des Regentenschutzes. Unter die wohlthätigen Fürsten, welche den St. Bernhards-Spital besonders in Schirm nahmen, Briefe zum Einfämmeln des Almosens unterzeichneten oder ihm namhafte Unterstützungen zukommen ließen, zählen wir in neuern Zeiten (1731) Kaiser Karl VI. und (1743) Kaiser Karl VII., deren Missive noch in dem dortigen Archive aufbewahrt sind. — Frankreich, das überhaupt in Sammlungen für religiöse Zwecke sich auszeichnet, wollte nicht nachstehen; denn Ludwig XV. erneuerte im J. 1732 mit dem Hospize die Verträge vorzüglicher Begünstigungen, und nahm es in der Kammer (1744) ausdrücklich unter seinen Schutz. Die Churfürsten und mehrere andere Fürsten, Prälaten und Magistrate des deutschen Reiches haben seit 1730 herrliche Beweise ihrer Freigebigkeit und Wohlgewogenheit zu erkennen gegeben. Auch die angrenzenden französischen Provinzen Lothringen, die (ehemaligen) dreizehn Orte der Eidgenossenschaft setzten ihre Almosen und Geschenke fast ununterbrochen fort, so zwar, daß man sich (wohl ein scheinbares Wunder der göttlichen Vorsehung) gar nicht erinnert, die Gastfreiheit sei aus Mangel an hinreichenden Lebensmitteln je unterbrochen oder irgendemanden verweigert worden.

Eine erwähnenswerthe Anerkennung gebührt aber der hohen Regierung von Wallis, die zu fast allen Zeiten den St. Bernhard nicht nur in Schutz nahm, von Abgaben und Zöllen freite, sondern auch in Tagen der Noth aus den Staatseinkünften nach Kräften unterstützte. Sie verwendete sich nicht selten bei Fürsten und Königen für das bedrängte Kloster, bat um Unterstützung bei den Höfen, und wo und wann Eigenthum verabwandelt wurde, legte sie Verwahrung ein. Einige ihrer Glieder machten sogar auf dem Berge freundliche Besuche, um die geistlichen Herren in ihrem mühsamen Berufe aufzumuntern und sie ihres Schirmes zu versichern. Die adeligen Familien von Sitten, die Herrschaften von Siders, Leuk, Brieg, Martinach und St. Morizzen, wie auch die reichern Bauern im Bagnes- und Entremontthale u. a. m. schlossen der Landesregierung sich an und ließen dem Spitale Beisteuern an Gelt, Wein und Lebensmitteln zukommen.

Bevor wir diese Zeilen schließen, muß noch einiger Schweizerkantone gedacht werden, die ihre Gaben bis auf die neueste Zeit in reichlichem Maße fortgesetzt haben. Es sind dieses die Kantone Waadt und Genf, Bern und Freiburg. Die Regierungen dieser vier Orte gestatteten den Geistlichen das Almosensammeln auf ihrem Gebiete unter Zusicherung des Schutzes und legten selbst dankenswerthe Beiträge zusammen, die sie dem Stifte zukommen ließen. Der Propst ernannte zwei Chorherren, welche alle Jahre in die genannten Kantone hingingen, Einer nach der Waadt und Genf, der Andere nach Bern und Freiburg. Beide fehrten oft vergnügt mit einem schönen Schatze, allen Wohl-

thätern herzlich dankend, zu ihren Mitbrüdern zurück, denen sie ihre Erlebnisse erzählten, und das große Verzeichniß der namhaften Geber vorwiesen.

35.

Großer Durchpaß über den St. Bernhardsberg.

Schon in uralten Zeiten befand sich in den Schlünden des Jupitersberges ein Pfad, um über die penninischen Alpen von Gallien, Germanien und Helvetien aus nach Italien zu gelangen. Nach T. Livius drangen im J. 390 vor Christus die Lingonier und Boier hierdurch nach Italien vor, um sich in Etrurien anzusiedeln. Im J. 215 gieng der Carthagener Hannibal, ein geschworer Feind der Römer, über dieses Gebirg.¹⁾ Durch diesen Paß zogen auch im J. 107 die Römer gegen die Eimbrer, Teutonen und Tiguriner, welche sich bei Port-Balais und Villeneuve begegneten, und etwas später Decius Brutus, der den anwohnenden Barbaren per Kopf einen Zehner zahlen mußte. Auf Befehl Julius Cäsars wurde 57 Jahre v. Chr. eine Kunststraße angelegt, und von Kaiser August namentlich durch die Gründung von Aosta weiter in Aufnahme gebracht. Und wie viele Durchzüge sind

¹⁾ Herr Boccard behauptet ausdrücklich in seiner Walliser-Geschichte (pag. 374 etc.) den großen St. Bernhards-Niebergang, und führt für seine Ansicht nicht unwahrscheinliche Gründe an. Jedoch nach andern Schriftstellern vereinigen sich für den Berg Genèvre die bessern Beweisekräfte. (Schweiz. Geschichtsforscher, IV. 281—342.)

nicht seit der gnadenreichen Geburt des Weltheilandes bekannt! Wir führen hier nur die wichtigern an. Aulus Cäcina reiste, nachdem er die Helvetier geschlagen hatte, im J. 69 über diese Alpen. Kaiser Konstantin verbesserte den Weg und ließ ihn mit Meilenzeigern versehen. Im J. 547 zog ein Heer der Lombarden, 773 eine Armee Karls des Großen unter seinem Oheim Bernhard, und 800 Karl selbst über den Jupitersberg. Dieser ließ die seit Augustus und Lici-nius vernachlässigte Straße herstellen und kühne Brücken bauen; jene außerhalb S. Pierre, die über die wilde Dranse führt, trägt jetzt noch seinen Namen.

Im Mittelalter reisten Kaiser, Könige, Kriegsheere, Päpste, Bischöfe und ganze Scharen von Wallfahrern in zahlreichen Abteilungen darüber. 1027 zogen Kaiser Konrad II., die Könige Canut der Große und Rudolf III. von Burgund über diesen Berg nach Mailand und Rom; 1034 eine Kriegsschaar unter Markgraf Bonifacius und Erzbischof von Mailand; 1049 Papst Leo IX. Kaiser Heinrich IV. eilte (1077) im strengsten Winter durch das Wallis über den St. Bernhard nach Italien, um Gregor VII. in Canossa zu erreichen. Zu Wislisburg (Avenche) traf der Bedrängte mit seinem kleinen Gefolge, der Gattin, dem jungen Heinrich und einem Diener, die Wittwe des Grafen Odo von Champagne, Adelhaid von Susa. Zahllose Gefahren bot die Bergreise bei dieser rauhen Jahreszeit dar. Nur mit großer Mühe wurde die Passhöhe erreicht, größere Gefahr jedoch war auf der Seite gegen Italien zu bestehen. Die Kaiserin und ihre Begleiterinnen wurden in Rinderhäute gewickelt und über die steilen Eisfelder hinuntergeschleift; die meisten

Pferde giengen zu Grunde; von Wiflisburg bis Canossa dauerte die Reise zehn volle Tage (10.—20. Jänners). Im Jahre 1106 marschirten Kriegsheere Friedrichs Barbarossa unter Berchtold IV. von Zähringen, — 1475 Hülfsstruppen im Burgunderkriege für Karl den Kühnen, — und 1500 eine Anzahl von 24,000 Schweizerföldnern über den gefahr- vollen Alpenweg.

Auch in neuern Zeiten ist der Uebergang über den St. Bernhard durch erstaunliche Truppenmassen berühmt gewor- den. 1799 giengen mehrere österreichische Abtheilungen vor- bei, von denen das Hospiz 600 Mann auf vier Monate lang zur Besatzung hatte. 1800 zog eine französische Armee von 30,000 Mann unter Napoleon I. zum berühmten Siege vor Marengo¹⁾, im Ganzen nach und nach 150,000 Fran-

2) Der Uebergang Napoleons über den Bernhardsberg mit seinem zahlreichen Gefolge ist nicht nur gelungen, sondern seither viel- fach bewundert worden. Weder Österreich noch England woll- ten anfänglich diesem Gerüchte Glauben heimesse; man spottete in Wien und London darüber, und doch hatte der französische Herrscher die ganze Armee mit aller Munition in sechs Tagen hinübergeschafft. Er traf die benötigten Dispositionen mit sol- cher Umsicht, daß der Artillerie-Transport nicht den geringsten Aufenthalt verursachte. Während der ganzen Dauer des Ueber- ganges ließ sich die Musik der Regimenter hören, und an schwie- rigen Stellen flößte der Sturmmarsch den Soldaten neues Feuer ein. Den 16. Mai übernachtete er noch in der Abtei von St. Moritz, ließ dann die ganze Armee in Bewegung setzen, welcher er zuletzt folgte in Begleitung eines starken Bergmannes. Hinter St. Petersburg wälzt sich die Dranse in einem furchtbar schreck- lichen Abgrunde, über welche hohe Felsen hineinhangen, und, bevor der jetzige Weg gemacht war, ein schmaler Pfad sich hin-

das sich der Ausführung entgegenstellt; warum richtet man nicht den Blick auf den Jupitersberg hin, den viele Tausende im Jahre bereisen müssen, und dieses nicht ohne große Gefahr thun können?! — ¹⁾

- 1) Die anglikanische Propaganda sucht ihre Polypenarme in allen katholischen Ländern auszudehnen und ihre unwürdigen Zwecke besonders dadurch zu erreichen, daß sie die Institute der kathol. Kirche anschwärzt und in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigten sucht. Nicht nur der Kirchenstaat, sondern auch unsere kathol. Schweiz hat die Ehre, von der anglikanischen Presse angegriffen zu werden, deren neidischer Zahn sich in jüngster Zeit selbst an die menschenfreundlichen Mönche des St. Bernhardsb erges wagt. So berichtet der Globe: „daß die Benedictiner-Mönche auf dem St. Bernhardsb ergen über die Verbesserung der Bergstraße unzufrieden seien, und daß sie die bessere Eröffnung des Passes immer zu hintertreiben wußten.“ Wahrlich, diese Verleumdung ist zu plump, als daß sie nicht jedem Schweizer, der die Sachlage näher kennt, in die Augen fallen sollte; aber für Ausländer, und besonders für die vielreisenden Engländer, welche mit den Verhältnissen nicht näher vertraut sind, mögen solche persönl. Verdächtigungen nicht übel berechnet sein. Uns scheint es, daß die Anglikaner auf die in ganz Europa hochgeschätzte Menschenfreundlichkeit und Opferwilligkeit der St. Bernhard-Mönche, (welche übrigens keine Benedictiner, sondern Augustiner sind) sehr neidisch sein müssen, daß sie in ihren Beschuldigungen so erblinden, und durch diese plumpen Verdächtigung der menschenfreundlichen Mönche sich selbst so blasieren können. (Schweiz. Kirchenz. 1856. Nr. 21.)

36.

Das Hospiz auf dem Simplon.

Napoleon hatte seit dem Uebergange über den St. Bernhard eine nicht zu verkennende Zuneigung zu dem Hospiz und dessen Bewohner gefaßt; er sah die Menschenfreundlichkeit gegen ihn, seine Soldaten und alle Reisenden mit an, erprobte ihre Gastfreiheit und hatte die Gefahren des Berges, denen die Reisenden minder oder mehr allzeit ausgesetzt sind, selbst erfahren. Die großen Züge der werkthätigen Liebe rührten ihn und er dachte ernstlich nach, dem Hospiz aufzuhelfen. Vor Allem wollte er dasselbe für den kostspieligen Uebergang seiner Armee theilweise schadlos halten und verordnete, den Thorherren 30,000 Fr. zukommen zu lassen. Damit nicht zufrieden, hatte er kaum den Plan zur Anlegung der Simplonstraße entworfen, so befahl er, ein gleiches Hospiz, ja weit großartiger als jenes auf dem Jupiterberge, auf der Unhöhe des Simplons¹⁾ zu erbauen,

1) Der Simplon, franz. Simplon, lat. Mons Sempronius, ital. Sempione, Sempiono, Sempronio, auch Sampiano, erhebt sich nach neuester eidgenössischer Vermessung über Meer (Wahshöhe) 6218 Fuß. Ueber diesen Berg führte schon von uralter Zeit her ein Fußpfad, und es sind auch in ältern und neuern Tagen große Truppenmärche bekannt, die wir, weil vielfach kundig, übergehen, und nur an den des Generals Beinhourt erinnern. Dieser zog im Mai 1800 mit 1000 Mann Franzosen und Schweizern über den Simplon, wo sie über einen 60 Fuß breiten Abgrund die Brücke zerstört trafen. Da bot sich einer jener kühnen, unerschrockenen Krieger an, daß gewag-

und dieses den Geistlichen von St. Bernhard zu übergeben, damit sie auch dort ihre Liebeswerke der Gastfreiheit und der thätigen Hülfe ausüben könnten. Der Bau begann 1811, wurde aber wieder unterbrochen. Im J. 1825 kauften die Chorherren von St. Bernhard das angefangene Hospiz um 15,000 Fr. von der Walliser Regierung und setzten darauf den Bau fort, welcher 1835 vollendet wurde.¹⁾ Die Baukosten beliefen sich auf 150,000 Fr. Das Hospiz steht (6150 f. hoch, 5 Minuten vom Zollhouse, Barrière genannt) in einer ziemlich weiten Thalfläche, ringsum von nackten, schneedeckten Felsen umgeben. Die Reisenden, wenn sie die Passhöhe erreicht, werden nicht wenig überrascht, auf der Ebene neben der herrlichen Straße einsam ein so majestäisches Gebäude zu sehen, und ihre Freude wird noch da-

teste Unternehmung zu versuchen. Er kletterte in die Tiefe hinunter, ein Seil nach sich ziehend, und klimmte an der andern Seite wieder hinauf, band dort das Seil fest, an welchem nun jeder Soldat mit Wehr und Waffen, über den Abgrund schwebend, hinüber rutschte. — Der Simplon war der Schauplatz mehrerer Gefechte. Im J. 109 vor Chr. kam es zwischen den Römern und Lümbern zu einer Schlacht, in welcher die Letztern siegten. 569 Kampf gegen die in's Wallis eindringenden Lombarden. Im Verlaufe des 10. Jahrh. Gefechte mit Madscharen und Sarazenen, 1487 wiederum ein Treffen mit den Lombarden; 1799 fanden auf dem Simplon zwischen den Franzosen und Österreichern mehrere Kämpfe statt. 1813 endlich nahmen die Walliser in Verisal nach einem Streite eine Abtheilung italienischer Truppen gefangen.

¹⁾ Von 1802 an übten die Religiosen im sog. alten Spitale die Gastfreundschaft aus bis 1831, wo das neue Hospiz bezogen wurde.

durch erhöht, weil sie wissen, daß sie dort freundlich aufgenommen und ohne Entgelt erquict werden. Sie kehren hungernd und dürstend ein, befriedigen ihre Bedürfnisse, finden gute Nachtlager zum Ausruhen und verlassen dann wiederum, den mildthätigen Herren herzlich dankend, die Herberge, um ihren Weg fortzusetzen. Das Hospiz ist großartig und hat eine vortheilhafte Einrichtung; es enthält einige Schlafzimmer für Herrschaften, ein Empfangzimmer mit Sesseln und Canape, ein Refectorium, eine kleine aber schöne Kirche, und 30—35 Betten für geringere Reisende. Vier zu fünf Chorherren von St. Bernhard (ein Prior mit 3 oder 4 Mitbrüdern) verpflegen die Wanderer und Kranken mit gleicher Liebe, Aufopferung und Ausdauer, wie jene auf dem andern Gebirge. Die Anzahl der Dienstboten ist nicht groß und sie unterhalten nur Wenige, sie gehen auch in der Regel bei Stürmen nicht aus, um Verunglückte aufzusuchen; dieses ist hier nicht nöthig, weil von Stunde zu Stunde an der Landstraße ein Zufluchtshaus (Refuge) angebracht ist, in welchem Angestellte wohnen, die täglich von einer Station zur andern laufen, an der Straße arbeiten, den Weg, so oft Schnee gefallen, öffnen, und wenn nöthig, den Reisenden forthelfen. Die Geistlichen halten nur zwei Hunde; diese sind von der gleichen Rasse und Größe, wie jene auf dem St. Bernhard; sie bewachen das Hospiz, entfernen sich nicht von demselben und sind gegen Fremde artig. Lebensmittel und andere Sachen werden meistens von Domo d'Ossola oder vom Wallis her bezogen, und das Brennholz aus dem Rothwalde in der Entfernung zweier Stunden vom Hospiz.

Die Gefahren zur Ansteigung des Simplons sind nicht so bedeutend; doch gibt es auch Unglücksfälle und gefährliche Stellen. Eine solche ist die Kaltwassergletscher-Galerie (galerie des glaciers). Im Winter wird diese Galerie dermaßen vom Schnee umlagert, daß man über die Decke derselben fährt; dannzumal ist die Stelle eine der gefährlichsten, und oft schon verunglückten dort Menschen und Fuhrwerke. Auch zwischen dem Hospiz und dem Dorf Simpeln werden im Winter nach frisch gesunkenem Schnee, und im Frühjahr bisweilen die Lawinen gefährlich, welche an einigen Orten den Bergen entstürzen. In dieser Gegend verlor der junge, hoffnungsvolle Herr Caplan Mauritius Almacker, Sohn des Herrn Obersten Almacker von Unterbäch, vor einigen Jahren mit drei Männern in einer Lawine das Leben.¹⁾ —

Auch die Kälte auf diesem Berge ist nicht bedeutend; im höchsten Winter selten 15° bis 16° R., und der Boden bleibt nur vom Wintermonat bis Mai mit Schnee bedeckt; dagegen sind die Winde beim Hospiz heftig, pfeifen und heulen durch die Gebirge schneidend kalt; im Frühjahr stellt sich der Föhn bei Zeiten ein, durchwehet die Schneemassen und kündet den kommenden Sommer an. Im Sommer gibt es auf dem Simplon viele heitere, warme und auch heiße Tage, an welchen die Chorherren und ihre Gäste reizende Aussichten genießen. Die Morgenröthe und dann die aufgehende Sonne, die aus der Tiefe aufzusteigen scheint, die

¹⁾ Dieses Unglück ereignete sich den 16. Jänners 1850. Almacker war damals Caplan in Simpeln.

zahlreichen Schafherden, welche gegen die Anhöhen der Berge zu links und rechts weiden, die schönen Alpen, welche zwischen dem Dorfe Simplon und dem Hospize sich befinden, und auf denen die lustigen Sennen in Besorgung ihres Viehs jauchzen und jodeln, erheitern die Morgenstunden; und geht man einige Schritte vom Hospiz zur Anhöhe hinaus, so öffnet sich dem Auge ein herrliches Rundgemälde. Bezaubernd liegt nördlich der ungeheure Alletschgletscher. Sobald am Morgen die ersten Sonnenstrahlen darauf fallen, während das Thal und die niedern Höhen noch im Dunkel liegen, dann glänzt er im magischen Feuer und seine höchsten beschneiten Gipfel¹⁾ verwandeln sich in Glanz und Schimmer. Ihm bewachen das Finsteraarhorn²⁾ und die Jungfrau.³⁾ Oestlich zeigen sich die Mauern und Zinnen des Matterhorns⁴⁾, die bis zum Monte Rosa hinziehen; das Bietschhorn⁵⁾ in seiner prächtigen Pyramidenform, und zunächst das prunkende Fletschhorn⁶⁾. Alle stehen da, in das Weisse gehüllt, als Vorführer des großen Weltdrama's. — Ein ebener Fußweg führt zum Hobschensee ($\frac{1}{4}$ Stunde dem Hospiz gegenüber), und auch dort sind sehenswerthe Gebirgsüberblicke; man bemerk't von da aus die 50 Schritte lange Schalbet-Gallerie am Fuße des Kaltwassergletschers, über welchem die großartige Pyramide des Schneehorns sich erhebt, und von woher vier Bäche in schönen Wasserfällen herabstürzen. Nicht weit vom See besitzen die ehr-

¹⁾ 12,933 Fuß nach Verchtold. ²⁾ 13,160 f. ³⁾ 12,827 f.
nach Eschmann. ⁴⁾ 13,854 f. nach de Saussure.
⁵⁾ 12,170 f. ⁶⁾ 12,395 f. nach Verchtold.

würdigen Ursulinerfrauen von Brieg eine Sommeralp (Stal-
den), von denen Einige in der größten Sommerhitze abwech-
selnd dort sich aufhalten, und alltäglich den Gottesdienst im
Hospiz besuchen.

Vom Brachmonat bis Ende Augusts ist der Simplon
sehr belebt; die vornehme Welt aus Brieg, Visp und an-
dern Orten verweilt mehrere Wochen auf dem Berge im
alten Spital ($\frac{1}{2}$ St. unter dem neuen Hospiz), in Privat-
häusern oder im Dorf Simpeln. Andere wohnen bei den
Chorherren im Hospiz selbst, die selbe nach Stand und
Würde zu unterhalten suchen. Ueberhaupt gehen wenige
Tage vorüber, daß nicht Besuche aus der Nähe und Ferne
eintreffen. Die geistlichen Herren sind sehr beliebt, nicht nur
der Gastfreiheit wegen, welche sie gegen Fremde und Einhei-
mische ohne Unterschied ausüben, sondern auch wegen ihrer
Höflichkeit und ihrem musterhaften Betragen gegen Feder-
mann. — Muß man hier nicht mit dem Dichter ausrufen:

Das ist ein wahrhaft königliches Haus:
Die Liebe geht ein und aus! ?

37.

Das Leben der Augustiner auf dem St. Bern- hardsberge.

Wir haben das Leben dieser Mönche theilweise schon
aus ihren aufopfernden Liebeswerken gegen die Wanderer
und Pilgrime kennen gelernt und die schönsten Züge, welche
den Priester dem Vorbilde unsers Erlösers ähnlich machen,

hervorgehoben; jetzt wollen wir noch versuchen, ihr klösterliches Leben in diesen Zeilen näher zu betrachten. Vor Allem, was ein Kloster zierte, demselben innern Werth und Bestand, und nach Außen Ansehen und Hochachtung erwirbt, ist eine gehörige Ordnung in der ganzen Genossenschaft, und Bruderliebe. Man wird nicht bald eine so musterhafte Disciplin antreffen denn hier! Der Prior besorgt die Angelegenheiten des Gotteshauses, er vertheilt die leiblichen und geistlichen Arbeiten unter jeden der Conventualen nach Umständen, Bedürfnissen und Fähigkeiten, und die Untergeordneten suchen pünktlich dem Willen ihres Vorgesetzten nachzukommen; sie thun dieses in aller Bereitwilligkeit ohne Einwenden und Murren, eingedenkt ihrer Gelübde und des Versprechens, den Obern unbedingt zu gehorsamen; sie beobachten in regulärer Zeit strenges Stillschweigen, und wenn sie einander begegnen, grüßen sie sich ehrfurchtvoll mit dem gewohnten Lobspruche. Ehrengäste höhern Ranges, die im Kloster mehrere Tage sich aufhielten und alle Mitglieder desselben beobachteten, konnten nicht genug die ausgezeichnete Ordnung in der täglichen und stündlichen Einrichtung, die genaue Besorgung derselben und die brüderliche Eintracht und Liebe preisen. Mit besonderer Vorliebe betreiben sie die Wissenschaften. Die jungen Zöglinge, welchen im Prüfungsjahre der Novizenmeister zur Einübung der klösterlichen Gebräuche, des Gebetes und der Betrachtung vorsteht, beginnen nach Ablegung ihrer Gelübde das Studium der physischen, philosophischen und theologischen Fächer, und die wenigen Nebenstunden werden zu Erlernung fremder Sprachen verwendet, auf daß sie mit den ankommenden Gästen

würdigen Ursulinerfrauen von Grieß eine Sommeralp (Stalden), von denen Einige in der größten Sommerhitze abwechselnd dort sich aufhalten, und alltäglich den Gottesdienst im Hospiz besuchen.

Vom Brachmonat bis Ende Augusts ist der Simplon sehr belebt; die vornehme Welt aus Grieß, Visp und andern Orten verweilt mehrere Wochen auf dem Berge im alten Spital ($\frac{1}{2}$ St. unter dem neuen Hospiz), in Privathäusern oder im Dorf Simpeln. Andere wohnen bei den Chorherren im Hospiz selbst, die selbe nach Stand und Würde zu unterhalten suchen. Ueberhaupt gehen wenige Tage vorüber, daß nicht Besuche aus der Nähe und Ferne eintreffen. Die geistlichen Herren sind sehr beliebt, nicht nur der Gastfreiheit wegen, welche sie gegen Fremde und Einheimische ohne Unterschied ausüben, sondern auch wegen ihrer Höflichkeit und ihrem musterhaften Vertragen gegen Jedermann. — Muß man hier nicht mit dem Dichter ausrufen:

Das ist ein wahrhaft königliches Haus:
Die Liebe geht ein und aus!?

37.

Das Leben der Augustiner auf dem St. Bernardsberge.

Wir haben das Leben dieser Mönche theilweise schon aus ihren aufopfernden Liebeswerken gegen die Wanderer und Pilgrime kennen gelernt und die schönsten Jüge, welche den Priester dem Vorbilde unsers Erlösers ähnlich machen,

hervorgehoben; jetzt wollen wir noch versuchen, ihr klösterliches Leben in diesen Zeilen näher zu betrachten. Vor Allem, was ein Kloster ziert, demselben innern Werth und Bestand, und nach Außen Ansehen und Hochachtung erwirbt, ist eine gehörige Ordnung in der ganzen Genossenschaft, und Brudersliebe. Man wird nicht bald eine so musterhafte Disciplin antreffen denn hier! Der Prior besorgt die Angelegenheiten des Gotteshauses, er vertheilt die leiblichen und geistlichen Arbeiten unter jeden der Conventionalen nach Umständen, Bedürfnissen und Fähigkeiten, und die Untergeordneten suchen pünktlich dem Willen ihres Vorgesetzten nachzukommen; sie thun dieses in aller Bereitwilligkeit ohne Einwenden und Murren, eingedenkt ihrer Gelübde und des Versprechens, den Obern unbedingt zu gehorsamen; sie beobachten in regulärer Zeit strenges Stillschweigen, und wenn sie einander begegnen, grüßen sie sich ehrfurchtvoll mit dem gewohnten Lobspruche. Ehrengäste höhern Ranges, die im Kloster mehrere Tage sich aufhielten und alle Mitglieder desselben beobachteten, konnten nicht genug die ausgezeichnete Ordnung in der täglichen und stündlichen Einrichtung, die genaue Befolgung derselben und die brüderliche Eintracht und Liebe preisen. Mit besonderer Vorliebe betreiben sie die Wissenschaften. Die jungen Zöglinge, welchen im Prüfungsjahre der Novizenmeister zur Einübung der klösterlichen Gebräuche, des Gebetes und der Betrachtung vorsteht, beginnen nach Ablegung ihrer Gelübde das Studium der physischen, philosophischen und theologischen Fächer, und die wenigen Nebenstunden werden zu Erlernung fremder Sprachen verwendet, auf daß sie mit den ankommenden Gästen

nach Stand und Rang sich unterhalten können.¹⁾ Haben sie ihre Studien vollendet, die Prüfungen bestanden, so legen sie das Streben nach weiterem Wissen nicht bei Seite; ihnen ist nicht unbekannt, daß die Schule nur den Schlüssel in die Hand gibt, die Thüre zu demselben zu öffnen, und daß spätere Ausbildung des Mannes nur durch fleißiges Nachholen des Angehörten und durch Selbststudium erfolge: darum benützen sie fleißig ihre in allen Fächern reichhaltige Bibliothek, die jedem Conventual zu Gebote steht. Die Chorherren werden auf dem St. Bernhard wirklich zu wissenschaftlichen Männern herangebildet; sie beweisen ihre Tüchtigkeit auf den Pfarreien, und allgemein röhmt man ihnen nach, daß sie nicht nur durch sittsamen klösterlichen Charakter, sondern auch durch gediegene Gelehrsamkeit in der Seelsorge sich auszeichnen. Gegen das Ende des Sommers beginnen für die Herren und Fratres studentes die Ferienwochen, sie verlassen dann einige Tage den rauhen Berg, besuchen ihre Unverwandten und Mitbrüder in Martinach, Leis, oder machen sonst eine Lustreise, und kehren daraufhin wiederum in das Hospiz zurück. Als Canonici regulares halten sie die kirchlichen Tagzeiten regelmäßig; sie erscheinen im Gotteshause, mit dem Chorhemd und Mäntelchen geschmückt, in schönster Ordnung und nehmen ihre angewiesenen Plätze ein. Die Feier des Gottesdienstes ist erhebend; herrlicher

¹⁾ Alle Chorherren, der jetzige Prior von St. Peterburg ausgenommen, sind Franzosen; sie bedürfen der Deutschen nicht, denn alle Pfarreien und Pfründen, die sie besorgen, liegen in französischem Bezirke. Der Simplon allein ist auf teutschem Boden, und dort ist die Seelsorge nicht mit dem Hospiz verbunden.

Choralgesang von kräftigen Männerstimmen, an Sonn- und Festtagen mit Musik begleitet, verleiht den heil. Handlungen Würde und Kraft und stimmt die Zuhörer zur Andacht, zu frommen Herzensergießungen und zum Gebet. Einzelne Psalmodien aus dem Bagnes- und Entremontthale ziehen im Sommer mit Kreuz und Fahnen auf den Berg, um vom allgütigen Gott Abwendung drohender Gefahren zu erbitten und den Segen des Himmels zu ersuchen. Aus allen Ggenden erscheinen in der bessern Jahreszeit fromme Pilger, welche oft an festlichen Zeiten die Kirche überfüllen. Diesen verkünden die Augustiner die Lehre Jesu mit Salbung und Kraft, trösten sie in ihren Nöthen, muntern zum Gottvertrauen auf, spenden ihnen die hl. Sacramente und senden sie mit ihrem und Gottes Segen wieder nach der Heimath, wo die Zurückgekehrten den Thirigen Vieles von St. Bernhard zu erzählen wissen, und Jene, die niemals die Anhöhe bestiegen haben, ermuthigen, ebenfalls hinzugehen und durch einen würdigen Empfang des Himmelssbrotes mit dem lieben Gott sich zu vereinigen. Alle Capitelsversammlungen werden in diesem Hospiz gehalten und nur, falls eine neue Propstwahl oder andere wichtige Geschäfte zu ordnen sind, zusammen berufen.¹⁾ Der Propst leitet in der Regel das Capitel,

1) Nebst der allgemeinen Regel des hl. Vaters Augustin leben diese Ordensgeistlichen annoch nach besondern Satzungen oder Verfassungen (*constitutiones particulares*, in 54 Titel abgedruckt). Mit diesen Constitutionen hat es aber folgendes Be- wandtniß: Papst Eugen IV. befahl unter'm 3. Febr. 1436 von Bologna aus dem auf dem Concil zu Basel anwesenden Cardinalpriester (S. Petri ad vincula) Johannes, daß Gotteshaus

in seiner Abwesenheit führen die Ältesten den Vorstz. Es ist eine wahre Freude für Alle, wenn sie zusammentreffen und einander brüderlich umarmen können; denn Viele sind weit auseinander getrennt, und sehen sich höchst selten.

38.

Die neuesten Erlebnisse des kirchlichen Hospizes.

Die vielen Verluste, welche das St. Bernhards-Hospiz durch Entziehung seiner Stiftungen und Güter in den letzten Jahrhunderten erlitt, hatten dasselbe sehr geschwächt; allein eine noch weit größere Gefahr bedrohte seine gänzliche

auf dem St. Bernhard in Haupt und Gliedern zu verbessern, worin Propst (Johann v. Arst) und Capitel dermaßen entgegenkamen, daß der Vorstand bereits am 13. Mai 1437 den Entwurf einer solchen Ordensreformation für ihre speciellen Häuser einreichte, welcher dann durch den päpstl. Bevollmächtigten und durch andere von ihm Beauftragte im Jann. und Horn. 1438 in allen seinen Theilen geprägt, ernstlich erwogen und sanctionirt wurde. Das vergamene Document ward aber erst den 15. Mai 1438 in Gegenwart des Priors Johannes Solacii ordentlich ausgefertigt und zu Weitingen besiegelt. Diese ältesten Satzungen sind denjenigen Benedictis XII. vom J. 1339 (für den gesammten Augustiner-Orden) nachgebildet. Pius II. bestätigte dieselben zu Mantua am 11. Weinm. 1459. — Der päpstliche Nuntius Jacob Carraccioli ließ dieses merkwürdige Actenstück zuerst (1710) im Drucke erschienen, und wie in der Folge (1718 und 1722) weitere Abänderungen für die St. Bernhardsbergshäuser eingetreten waren, so verordnete der Legat Dom. Passionei im J. 1723 eine neue, zu Lucern bei Heinrich Renward Wyssing erschienene vermehrte Ausgabe.

Bernichtung in neuester Zeit, deren Stürme nicht schadlos daran vorüberbrausten, eben weil die Stiftung reich war und darum Anziehungskraft hatte. Im Jahr 1847 war der bekannte sog. Sonderbundskrieg, in Folge dessen nach dem Einzug der Eidgenossen in's Wallis die gesetzliche Regierung der Gewalt und den Bajonetten weichen mußte. Eine Volksversammlung in Sitten fasste am 2. Christm. folgenden Beschluß: „Die Kosten des Krieges und der politischen Ereignisse von 1844 an, und der Ersatz des Schadens, der daraus erfolgt ist, werden so viel möglich den Klöstern, den religiösen Corporationen und den geistlichen und weltlichen Individuen, welche dazu Umlauf gegeben haben, auferlegt.“ Am 9. desselben Monats machte die provisorische Regierung, welche von der genannten Volksversammlung gewählt worden war, von dieser Verfügung auch Anwendung auf das Institut des St. Bernhardsberges, obgleich sich dieses fortwährend gegen die Beschuldigung, um die es sich handelte, verwahrt hatte, und belegte selbes mit einer Kriegssteuer von 114,285 Fr., auf Abschlag von der allgemeinen Theilung der Kriegskosten, welche ferner gemacht werden könnte.

Begreiflich weigerte sich der hochw. Propst im Namen des Stiftes, diese übermäßige Forderung zu bezahlen, und verwahrt sich feierlich; darum erhielt das Kloster im Jänner und Hornung 1848 zum zweiten Male (eine Anzahl eidgenössischer Truppen war schon im Christm. 1847 hinaufgezogen) eine militärische Besatzung, die nach Willkür waltete und viele Unfugen sich erlaubte. Der Propst wandte sich an die Tagsatzung (die ihn abwies), an den hl. Vater u. s. w. Die Regierung beschloß, Commissarien auf den Berg zu senden

und Gewalt anzuwenden, was sofort geschah. Inzwischen fuhr aber auch der Große Rath in seinen Beschlüssen fort. Am 29. Jänners 1848 erschien ein Decret, dem wir folgendes entheben: „1) Die Verwalter der Häuser von St. Bernhard und Simplon sind gehalten, den Stand ihres Vermögens und den Bericht ihrer Verwaltung seit den zehn letzten Jahren vorzulegen. Der Ueberschuss des Einkommens wird zur Zahlung der Staatschuld und dann zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes verwendet werden. 2) Sie werden alljährlich dem Staate Rechenschaft von ihrem Haushalte ablegen. 3) Sollten sie sich diesen Verfügungen nicht unterziehen, so wird der Staat auf Mittel denken, die Gastfreundschaft durch andere Religiosen ausüben zu lassen. 4) Wenn das Haus von St. Bernhard innerhalb acht Tagen die verlangten Schriften und Ausweise nicht liefert, so wird die vollziehende Gewalt alles Vermögen, das dieses Institut im Kanton Waadt besitzt, und einen gleichen Theil von dem, welches es in Wallis hat, nutzbar machen. 5) Die beweglichen und unbeweglichen Güter, welche die Pfarrpfreuden bilden, deren Collatur dem Convente von St. Bernhard zukam, werden als Eigenthum der Gemeinden, wo sie liegen, erklärt.“

Gegen diese Unbilden und widerrechtlichen Verfügungen erließ der würdige Vorstand, Herr Franz Benjamin Filiez, eine feierliche Protestation im Angesichte der christlichen Regierungen und Völker Europa's. „Der große St. Bernhard“, heißt es darin, „sei vor neun Jahrhunderten ein schrecklicher Wohnsitz von Götzendienern und Räubern gewesen; da habe ein Held der christlichen Liebe diese Räuber-

höhle erstiegen, die Gözenbilder und den Teufelsdienst zerstört, auf den Ruinen des Tempels des Jupiters Penninus das hl. Kreuz auf gepflanzt und ein Hospiz gegründet, um darin den Pilgern und Reisenden jedes Standes und Alters gegen Unwetter und Misshandlung Schutz zu gewähren. — Dieses herrliche Denkmal des hl. Bernhards von Menthon habe seit dem zehnten Jahrhundert seine Wirksamkeit keinen Augenblick unterbrochen; Ordensgeistliche hätten immer den Dienst Gottes und der Nächstenliebe versehen; Reiche und Staaten seien mittlerweilen gefallen, Anstalten der Menschen, die ewiger Dauer sich zu erfreuen schienen, seien verschwunden, das Hospiz auf dem großen St. Bernhard habe aber immer fortbestanden. Selbst Napoleon, sonst so rücksichtslos gegen die Klöster, habe dasselbe hochgeachtet, und junge Leute, die dort dem Dienste der Gastfreundschaft und Nächstenliebe sich widmen wollten, vom Kriegsdienste befreit. Nur unserer Zeit sei es vorbehalten gewesen, an dieses allgemeine Gasthaus aller Nationen und Religionen räuberische Hand anzulegen. Die eidgenössischen Commissarien, die Herren Druen aus der Waadt, Franchini aus Tessin, Grei von Basel-Land und Delarageaz aus Waadtland, errötheten nicht, den ihnen gewordenen Auftrag mit Strenge durchzuführen. Sie erstiegen den Berg, die Thüren wurden mit Beilen gesprengt, die Schlösser mit Dietrichen geöffnet. Das gleiche Verfahren sei auch im Hospiz von Martinach angewendet worden, wo die Kranken und die altersschwachen Ordensbrüder lagen. Der bitterste Hohn habe sich dieser Verfolgung beige stellt. Die Regierungscommissarien hätten sich nicht geschämt, den Mönchen zu sagen, man werde sie

weder wegjagen noch hindern, Gastfreundschaft zu üben, nachdem man doch die Anstalt durch Geltauflagen und Naturallieferungen erdrückt habe.“ „Wir machen“, so endet das merkwürdige Aletonstück, „die Art und Weise dieser widerrechtlichen Verdrängung aus dem Besitze öffentlich bekannt, damit Europa die Leute, die gegenwärtig im Wallis regieren, kennen und nach Gebühr beurtheilen lerne.“

Nach diesem Aufrufe begab sich der hochw. Propst, um Misshandlungen zu entgehen, nach St. Oyen im Königreiche von Piemont.

39.

Fortschung.

Inzwischen nahm die Regierung, laut Decret vom 29. Jänners 1848, Besitz von allen Gütern, welche im Kanton Waadt liegen, sowie vom größten Theile jener, die im Kanton Wallis sich befinden. Ein anderer Beschlüß vom 6. Christm. 1848 befahl allen Schuldnern des Hauses St. Bernhard, auf welche Titel es sei, innerhalb acht Tagen ihr Sollen in die Hände des betreffenden Bezirks-Präfecteden zu hinterlegen (*consigner entre les mains etc.*); — jedem Depositär oder Schuldner von Titeln, beweglichen Dingen oder Lebensmitteln, oder aber andern Gegenständen, der nämlichen Magistratsperson und in der gleichen Frist davon die Anzeige zu machen.... Dieser Erlass erklärt auch von Staatswegen als ungültig jede Zahlung, die ohne Geneh-

migung der Regierung dem Hospiz oder dessen Ermächtigten gemacht wird.

Das bedrängte Kloster wußte in diesen Umständen kein geeigneteres Mittel, als mit dem Staate in Unterhandlung zu treten, und die Chorherren bestellten Hrn. Elet, der die Leitung der Dinge in ihrem Namen führen mußte. Wirklich fanden solche in Beisein des französischen Gesandten den 1. Weimm. 1850 in Sitten statt; der Große Rath hieß diese ersten Anknüpfungen in seiner November sitzung gut und suspendierte die gegen das Institut erlassenen Decrete, aber gegen alle Erwartung setzte noch im selben Jahre der Regierungsrath einige Güter, die dem St. Bernhard angehörten, zum Verkaufe aus. Herr Elet, Bevollmächtigter der Ordensgeistlichen in den beiden Hospizen, sandte von Paris aus den 5. Weimm. 1851 an die Kantonsbehörde folgende Rechtsverwahrung ein: „Der Bestand der Institution des großen St. Bernhards fand sich bedroht durch die strengen Maßregeln, welche gegen dieselbe in Folge eines Zwistes mit der Regierung von Wallis von Seite letzterer getroffen wurden. Um diese leidige Frage zu lösen, und um diesen Spital, welcher der Menschheit so wichtige Dienste erweist, von dem gewissen Untergange zu retten, wurden in Sitten den 1. Weimm. 1850 zwischen dem Staatsrath von Wallis und dem Unterzeichneten, als Bevollmächtigten der besagten Institution, Unterhandlungen eröffnet. Dieselben fanden auf Verlangen und unter den Auspicien der französischen Regierung statt, welche, in Betracht des innigen Schutz- und Wohlthätigkeits-Verhältnisses, das zwischen Frankreich und dem großen St. Bernhard besteht, mit seiner Vermittlung

dazwischen trat. — Der Große Rath, als die gesetzgebende Behörde, vor welchen die Angelegenheit gebracht wurde, hat in seiner Novemberſitzung nicht nur die Anknüpfung und den Verfolg der gegenseitigen Berathungen gutgeheißen, sondern auch die Wirkung der wider das Hospiz erlaßnen Decrete suspendirt. — Gegen alle Erwartung nun, und im Augenblicke, wo die souveräne Gewalt ihre verfassungsmäßigen Befugnisse erschöpft, um eine für die so wichtigen streitigen Interessen genügende Lösung zu begünstigen, machte der Staatsrath eine solche Lösung unmöglich, indem derselbe die Grundlage jeder Unterhandlung mißachtete.“

„Den 17. Winterm. 1850, in Mitte der Verhandlungen, als der Unterzeichnete voll Vertrauen und im versöhnenden Geiste eine Uebereinkunft herbeizuführen suchte, im Augenblick, wo der Rathschlag hauptsächlich um den Eigentumspunkt der zur Gastfreiheit aus christlicher Liebe ver gabten Grundgüter sich drehte, setzte der Staatsrath dieselben Grundgüter, ohne den Unterzogenen einzuberichten, zum Verkaufe aus. Er hat dieselben sodann wirklich verkauft, keine Rechnung tragend den dringenden an ihn gerichteten Reclamationen, als öffentliche Gerüchte den Unterzeichneten wahrnehmen ließen, daß die geheiligte Uebergabe, die ihm in seiner Eigenschaft als Unterhandelnder anvertraut worden, ihm entrissen werden sollte. Die Regierung von Wallis hat durch diese unkluge Handlungsweise, welche sie angenommen, und die doch durch Dazwischenkunft einer befreundeten Regierung günstig eingeleitet worden, jedes weitere gütliche Fortschreiten unmöglich gemacht. Der Unterzogene hoffte, daß, wenn er den Staatsrath auf das Gewicht der gewaltfamen

Maßregel, die nicht vorgeschrieben und durch Nichts gerechtfertigt war, aufmerksam mache, dieser dieselbe dann zurückzichen werde; aber achtmonatliche Einsprüche und selbst Bitten von seiner Seite, und von hochgestellten Personen gemachte Einwendungen haben fehlgeschlagen; noch mehr, der Staatsrath hat schließlich die Gutheisung dieser Verkäufe ertheilt. Da nun derselbe die Käufer vom 17. Wintermonats in Besitz dieser Güter gesetzt hat, welche Güter übrigens durch die Protestationen des hl. Stuhles und des hochw. Propstes vom großen St. Bernhard verwahrt sind; da der Unterzeichnete alle Mittel angewendet hat, um die Widerrufung solch' einer verderblichen Maßregel zu erwirken, so findet er sich in der traurigen Nothwendigkeit, die äußerste Gefahr aufzudecken, welcher diese berühmte Stiftung unschätzbar entgegen geht, und sie volle Verantwortlichkeit dieser Gefahr auf die wahren Urheber derselben zu legen. Indem der Unterzeichnete der öffentlichen Meinung die Ursachen unterbreitet, welche die Abbrechung der Unterhandlungen herbeigeführt haben, erachtet er es als Pflicht, die Erwerber von Gütern, welche dem St. Bernhard angehört haben, auf die Nichtigkeit des Kaufes aufmerksam zu machen."

„Der Unterzogene, als Abgeordneter bei den Berathungen in Sitten handelnd, protestirt aus diesen Gründen feierlich gegen die vom Staatsrath zum Nachtheil des großen St. Bernhards in den Bezirken der Gemeinden Martinach, Fulli und Gundis den 17. Winterm. 1850 veranstalteten Steigerungen, weil dieselben dem natürlichen und dem Bölkerechte zuwider sind; er erklärt, daß dieser radicale Uebergriß

nichtig und ohne Wirkung sei. In seiner Eigenschaft als spezieller und allgemeiner Bevollmächtigter des Instituts warnt derselbe, auf daß Niemand in Zukunft als rechtmäßiger Erwerber der durch christliche Mildthätigkeit, namentlich Frankreichs, vergabten Güter sich ansehen könne, und daß von ihm unter'm 16. Winterm. 1850 eine Rechtsverwahrung an die Regierung von Wallis ergangen sei, worin es wörtlich heißt: „Wenn der Staatsrath meine Begehren und Bemerkungen übergeht, wenn er den angekündigten Versteigerungen Folge gibt, so erkläre ich Ihnen, Titl.! daß ich gegen diese Käufe protestire und ihnen jede Gültigkeit abspreche.““

(Signé) Elet.

„Bei Veröffentlichung dieser Verwahrungen erklärt der Unterzeichnete zudem, daß die unrechtmäßigen Käufer und Verkäufer der dem großen St. Bernhard angehörigen Grundstücke durch alle rechtlichen Mittel werden verfolgt werden, und daß auf ihr persönliches Vermögen in so weit gegriffen werden wird, um dem Hospiz den Schaden zu ersetzen, den es erlitten hat.“

(Signé) Elet.

Als der Propst von diesem Actenstück Kenntniß erhielt, sandte er den 20. Weimm. 1851 von St. Oyen aus nachstehende Erklärung ein:

„Indem wir Kenntniß genommen haben von einer durch Herrn Elet gemachten begründeten Protestation gegen gewisse vom Staatsrath von Wallis herrührende Handlungen, und nachdem unsere Genehmigung nachgesucht worden ist für die Verwahrungen, welche Herr Elet in seiner Eigenschaft als

specieller und allgemeiner Bevollmächtigter des Instituts vom großen St. Bernhard und vom Simplon gestellt hat: Bestätigen und erkennen wir an die besagten Rechts-Verwahrungen, betreffend die Grundgüter, welche, obgleich zu folge der heiligsten Rechte dem St. Bernhard angehörig, demselben vom Staatsrathen entzogen und verkauft worden sind. Wir selbst protestiren gegen diese Verkäufe, wie wir gegen die früheren protestirt haben und noch protestiren, so daß hiemit gegen alle feindseligen Maßregeln wider die Rechtfamen unserer Propstei und unserer Congregation, sowohl in den Pfrundgütern als in jenen, die bloß der Barmherzigkeit zu Gebote stehen sollen, feierliche Verwahrung eingelegt wird.“

„Wir bestätigen und anerkennen übrigens, wenn es nöthig ist, ohne Beschränkung, alle von Herrn Elet gethanen Schritte, und wir ergreifen diese Gelegenheit, um öffentlich zu erklären, daß Hr. Elet mit unsfern Angelegenheiten beauftragt ist, daß er die Vollmachten zufolge eines Beschlusses ausübt, den wir, der Propst und die Mitglieder der Congregation der Ordensgeistlichen vom großen St. Bernhard und vom Simplon in unserer Capitelsversammlung gefaßt haben.“

(Signé) F. B. Filliez,
Propst vom großen St. Bernhard
und vom Simplon.

Alle diese Protestationen wurden im Staatsrathen wenig berücksichtigt; man legte sie bei Seite und fuhr fort, weitere Verkäufe zu bewerkstelligen. Herr Elet erfuhr die neuen Uebergriffe in das Klostervermögen St. Bernhards,

und er richtete von Paris aus den 28. Horn. 1852 an den Staatsrath von Wallis wiederholt nachfolgenden Brief:

„Ich erfahre Ihren Beschluss, welcher auf den 7. März nächsthin die dem Hospitium des großen St. Bernhards weggenommenen unbeweglichen Güter einer öffentlichen Steigerung aussetzt. Diese Güter sind durch ihren Ursprung und durch ihre Bestimmung unantastbar; ich protestire deshalb gegen den Verkauf, und ich erinnere den Staatsrath an die Verwahrungen, welche vom hl. Vater in Rom, dem hochw. Propst von St. Bernhard und von den Wohlthätern des Spitals bereits ausgegangen sind. Die ersten Neuerungen, die ich bei der durch die Sympathie der französischen Regierung officiell herbeigeführten Unterhandlung gegen Sie that, legten mir die Verbindlichkeit auf, bei Erfüllung meiner Pflicht die versöhnendste Gesinnung einerseits walten zu lassen. Sie haben mir mehr als einen Anlaß gegeben, Ihnen in der That zu beweisen, wie sehr ich wirklich von dieser Gesinnung durchdrungen war. Ich will bloß einen, den einleuchtendsten anführen: Im Wintermonat 1850 verkauften Sie, ohne mein Vorwissen, die Güter, welche der Gegenstand unserer gegenseitigen Besprechung waren. Der Staatsrath sandte dem französischen Minister volle Ausführungen, die über den Ausgang der Unterhandlungen beruhigen müssten; er unterhandelte noch mit dem Bevollmächtigten des St. Bernhards — und inzwischen hatte er bereits Befehl gegeben, die streitigen Güter zu veräußern. Gegenüber einer solchen Thatsache, welche, wie ich glaube, in der Geschichte der Staaten ohne Beispiel ist, begnügte ich mich, meine Protestation einzureichen, ohne dieselbe zu

veröffentlichen. Ich wollte den ohnehin aufgeregten Gemüthern nicht neuen Stoff zur Zwietracht liefern; ich hoffte, daß der Einfluß der Zeit, das Schauspiel des Unterganges einer großartigen Institution, der Anblick des Unglücks der gegenwärtigen Congregation, die Erinnerung an ihre Dienste neue Angriffe abwenden würden. Aber ich habe mich arg getäuscht. Nach vielen andern Maßregeln der Strenge haben Sie die Verkäufe vom 17. Winterm. 1850 genehmigt. Sie wollen den 7. März nächsthin neue bewerkstelligen lassen. Sede günstige Erwartung über das Schicksal, das Sie dem großen St. Bernhard bereiten werden, ist mir nun genommen, und meine Pflicht nöthigt mich, der christlichen Welt und den Freunden der Menschlichkeit anzukündigen, daß der Untergang der Stiftung nicht mehr ferne ist.“

„Deswegen übergebe ich jene Verwahrung der Öffentlichkeit, welche ich Ihnen am 5. Weim. 1851 eingereicht habe, und deren Empfang Sie mir unter'm 23. gl. Monats bescheinigten. Damit Niemand seine Unwissenheit von der vollständigen Richtigkeit der Käufe vorschreiben könne, veröffentliche ich gleichfalls gegenwärtigen Brief als Protestation sowohl gegen die früheren Veräußerungen und jene vom 7. März nächsthin, als gegen jede feindselige Maßregel wider das Eigenthumsrecht, welches seit Jahrhunderten durch die Ordensgeistlichen des großen St. Bernhards ausgeübt worden ist.“

(Signé) Elet.

Das sind die neuesten zwischen Hrn. Elet und der Regierung von Wallis gewechselten Actenstücke.

40.

Fortschung.

Damit man uns nicht der Parteilichkeit zeihe, so wollen wir auch der offiziellen Antwort, welche der Staatsrath von Wallis auf die Veröffentlichung des Herrn Elet im Drucke ergehen ließ, ihrem wesentlichen Inhalte nach erwähnen. Das Schreiben ist am 12. März 1852 erlassen, und vom Staatsrathe in Sitten unterzeichnet worden.

Nachdem in dieser Antwort die Decrete des Grossen Rethes angeführt worden, welche das genannte Hospiz betreffen, heißt es: „Man weiß, daß sich das Kloster keiner dieser Verordnungen fügte. Es versäumte also freiwillig die Gelegenheit, die Gesamtheit seines Vermögens zu bewahren; denn da nach Wortlaut des Art. 9. der Staat nur den Ueberschuss seiner Einkünfte verwenden durfte, so brauchte man ja einfach den Beweis zu leisten, daß dieser Ueberschuss nicht vorhanden sei, um so von jeder Contribution befreit zu bleiben. Während die Regierung mit dem hochw. Bischofe von Sitten, dem ehrw. Diöcesancapitel und der Abtei von St. Moritz Verträge schloß, durch welche diese Corporationen wieder zum Besitze eines großen Theils ihres Vermögens gelangten, beobachtete das Institut auf dem St. Bernhard eine fortwährende Zurückhaltung und wies jeden Antrag einer Uebereinkunft von sich. Beinahe drei Jahre verflossen, ohne daß die Angelegenheit im Mindesten vorschritt.“

„Diese Zeit benützte der Vorstand der Congregation, um seine Klagen an den römischen Hof, an den Bundesrath,

der ihn abwies, und endlich an eine benachbarte Regierung zu bringen. Es ist hier der Ort, das Ansuchen zu qualifizieren, welches die französische Gesandtschaft in der Schweiz zu Gunsten des fraglichen Instituts verlangte, daß, ungetacht die durch das Decret vom 29. Jänners gesetzte Frist zur Unterhandlung mit dem Staate verflossen sei, das Kloster auf dem St. Bernhard dennoch vernommen werde und über die wichtigen Interessen, welche die Ausübung der Gastfreundschaft betreffen, in Unterhandlung treten könne. Der Staatsrath hatte für diese offiziöse und wohlwollende Dazwischenkunst die gehörige Rücksicht. Getreu seinem fruhern Benehmen, die verächtliche Weise vergessend, auf welche vorhin seine Schritte von den Religiosen aufgenommen worden, gab er seine Zustimmung, einen Delegirten zu empfangen, der Vollmacht hätte, im Namen der Corporation zu unterhandeln. Weil aber der Staatsrath ohne Vollmacht war und sich gegenüber einem Decrete befand, dessen Frist abgelaufen war, wurde vorbehalten, daß, bis der Große Rath sich würde ausgesprochen haben, die Unterhandlungen keinen öffentlichen, nur einen vertraulichen Charakter haben sollten. Inner diesen Schranken blieb die Dazwischenkunst des französischen Gesandten in der Schweiz. Was er verlangte, ward zugegeben, nicht mehr und nichts weniger.“

„Herr Elet, der von der Corporation erwählt worden war, sie bei den Conferenzen zu vertreten, kam gegen Ende Herbstmonats 1850 nach Wallis. Er setzte sich sogleich in's Vernehmen mit der Regierung; aber die Unterredungen, die nach seiner Ankunft und am Tage des Zusammentretens des Großen Rathes (18. Winterm. 1850) stattfanden, wurden

mit beiderseitiger Zustimmung nur als vorläufige Besprechungen und Präliminarien betrachtet.“

„Als Herr Clet den eigentlichen und wesentlichen Gegenstand seiner Sendung berührte, ließ er sogleich durchblicken, in welchem Geiste er die Unterhandlung führen würde. Gleich nach seinem ersten Auftreten konnte man sich überzeugen, daß er keine Zugeständnisse machen werde. Seine Worte wie seine Schreiben drückten die Gesinnungen aus, von denen, wie man wußte, seine Committenten beseelt waren. Er stellte die sonderbarsten Forderungen, bestritt dem Staate jedes Recht der Oberaufsicht über ein Institut, das in seinem Gebiete liegt¹⁾, und stellte Grundsätze auf, welche tatsächlich das Decret vom 29. Jänners und selbst die Souverainität des Staates vernichteten. Sein Bericht

¹⁾) Wir müssen hier nothwendig eine Anmerkung beifügen: Das Hospiz auf dem St. Bernhard war nie gehalten, seine Rechnungen vorzuweisen. Was jenes auf dem Simplon betrifft, so war dasselbe (vergl. oben S. 128) laut einer im J. 1825 zwischen der Regierung von Wallis und dem Convente abgeschlossenen Uebereinkunft von jeder Verbindlichkeit in dieser Beziehung befreit, vermöge der doppelten Verpflichtung, die das Hospiz auf sich nahm, die Summe von 15,000 Frk. als Kaufpreis für das Gebäude, welches unter Napoleons Regierung begonnen worden, zu bezahlen und dann den Bau auf seine Kosten zu vollenden. Diese Uebereinkunft wurde von dem Kloster in dem für dasselbe lästigen Theile fest gehalten, und sie darf nicht, ohne schwere Ungerechtigkeit, in dem verlegt werden, was für dasselbe vortheilhaft ist. — Die acht Pfarrbeneficien, welche die Religiosen versiehen, fallen im Unterhalte ebenfalls dem Kloster zur Last. Hr. Clet machte daher Ansforderungen, die nicht nur auf der Willigkeit, sondern auf dem vollen Rechte beruhten.

vom 4. Weinnr. 1850 fasste diese Forderungen ganz deutlich zusammen. Der Spital auf dem St. Bernhard spricht darin für sich an: 1) das Collaturrecht der Pfarrpfriemen, welches das Decret dem Landesbischofe zuweist; 2) die Freiheit, sein Vermögen zu verwalten, ohne gehalten zu sein, dem Staate hierüber Rechenschaft abzulegen; 3) das Recht, festzustellen, daß eine Contribution, sie heiße wie sie wolle, mit der Erfüllung seiner Pflichten, d. h. mit Ausübung der Gastfreundschaft, unverträglich sei.“

„Unter diesen Bedingungen ist vorzüglich Eine, wegen welcher jegliche Uebereinkunft unmöglich war. Der Staat, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, kann sich nicht herbeilassen, einem Rechte zu entsagen, das seiner Souveränität innwohnt, dem Rechte, die Oberaufsicht über eine Anstalt auszuüben, an welche sich nicht nur religiöse, sondern auch und vorzüglich bürgerliche Interessen knüpfen. Dem Staat jede Einmischung in die Verwaltung des Vermögens einer solchen Anstalt untersagen wollen, hieße die Forderungen über jedes Maß hinausspannen. Die ansehnlichen Verluste, die das Hospiz zu verschiedenen Epochen in Folge von Veruntreuungen oder politischen Intrigen (*manœuvres politiques*) erlitten hat, lassen bedauern, daß die weltliche Macht nicht allzeit diese Verwaltung einer Controlle unterworfen hat.“

Unterdessen geschah es, den 9. Winternr. 1850, daß die Verwaltungscommission der Domainen zum Verkaufe einiger Güter schritt, die der Corporation von St. Bernhard angehörten. Doch blieben diese Verkäufe, nach einer ausdrücklichen Clausel in der Vollmacht der Betreffenden,

der Ratification des Staatsraths unterworfen. — Herr Clet beklagte sich über diese Maßregel und forderte ihre Zurücknahme, indem sie einen Vergleich unmöglich mache.“

„Darauf wurde ihm geantwortet durch einen amtlichen Bericht vom 15. Wintern., in welchem sich folgende Stelle vorfindet: „„Es wäre ein bedenklicher Uebelstand, eine Maßregel zurückzunehmen, die zur Offentlichkeit gelangt ist. Der Staatsrath hat die strenge Verpflichtung, das Decret des Großen Rathes zu vollziehen, es liegt nicht in seiner Macht, die Wirkungen desselben zu suspendiren, wenn er sich auch auf die Vorschläge stützen will, die ihm in dieser Absicht gemacht worden sind, um die Tragweite jenes Decretes zu mildern. Er kann diesen Vorschlägen nur in der Voraussetzung Gehör geben, daß er nicht von der Behörde, von welcher er abhängt, werde mißbilligt werden. Von diesen Betrachtungen ausgehend, erfüllt er nur seine Pflicht, wenn er die angekündigten Steigerungen vollziehen läßt. — Wir wüßten in der That nicht, wie wir den Aufschub dieser Verkäufe vor der gesetzgebenden Behörde rechtfertigen könnten; eine solche Maßnahme könnte nur dann ihre Erklärung finden, wenn das Kloster von St. Bernhard uns bestimmte und förmliche Anträge gemacht hätte. Allein jene, mit welchen sich bis daher der Staatsrath zu befassen hatte, waren keine solche; es waren im eigentlichen Sinne nur Vorbesprechungen, Präliminarien der Unterhandlungen. Die Forderung des Art. 13 des Decretes vom 29. Jänners 1848, welche annehmbare Anträge (propositions jugées acceptables) verlangt, um die Vollziehung jenes gesetzlichen Actes aufzuschieben zu können, war daher keineswegs erfüllt.“

Aber wenn auch, wie wir es Ihnen schon bemerkt haben, zu den im Wurfe liegenden Verkäufen geschritten würde, so könnten dessen ungeachtet die Unterhandlungen ganz gut ihren Fortgang haben, vorausgesetzt, daß der Große Rath dazu die Einwilligung ertheile. Der Vorbehalt der Ratification hebt die Hindernisse auf, welche Sie in dieser Maßregel erblicken u. s. w.[“]

„Bevor wir weiter gehen, darf hier bemerkt werden, daß diese Verkäufe nicht genehmigt wurden, und daß während den Unterhandlungen keine neue Thatsache hinzukam, welche für das Kloster St. Bernhard nachtheilig gewesen. Die Versteigerung der fraglichen Güter machte also keineswegs einen Vertrag unmöglich. Wäre eine Vereinigung abgeschlossen worden, so hätten diese Güter, die nur unter Ratificationsvorbehalt versteigert worden, immer noch an das Kloster wiederum abgetreten werden können. Sie blieben wirklich während der ganzen Dauer der Unterhandlungen immerfort verfügbar in den Händen der Regierung. Hr. Elet kannte also die wahre Bedeutung dieser Maßnahme, gegen welche er jetzt ein so großes Geschrei erhebt. Anstatt sie als solche zu betrachten, welche die Sachlage im Grunde nicht änderten, zog er es vor, daraus den Stoff zu herben Beschuldigungen zu schöpfen.“

„Unterdessen hatte sich der Große Rath zu seiner Novemberversammlung versammelt. Unsere erste Sorge gieng dahin, die hohe Versammlung in Kenntniß zu setzen, daß die Corporation von St. Bernhard wegen ihrer Interessen in Unterhandlung zu treten wünsche, und die Vollmacht zu verlangen, mit derselben einen Vergleich zu schließen, wenn

man sich verständigen könnte. Der Große Rath gieng ganz in diese Ansicht ein, befreite die Corporation von dem Nachtheil des Ablaufs der bestimmten Frist und gewährte der vollziehenden Behörde die nachgesuchte Vollmacht unter dem einzigen Vorbehalt, daß bis auf den 1. Mai 1851 Alles beendiget sein sollte.“

„Es war also Hrn. Clet eine Frist von fünf Monaten belassen, um annehmbare Anträge zu bringen, Anträge, welche das Bedürfniß des Staates und die Ausübung der Gastfreundschaft auf dem Mont-Blanc gleich berücksichtigten. Man würde sich aber täuschen, wenn man glaubte, daß diese Zeit benützt worden, um auf den Grund der Frage einzugehen. Die Regierung bemühte sich vergebens, der Unterhandlung eine ernste Seite abzugewinnen. Der Bevollmächtigte schien einzig von den nicht ratificirten Verkäufen vom 17. Winterm. befangen. Er fuhr fort, sich über diese Maßregel zu beklagen, und fortwährend wurde ihm geantwortet, daß sie keine Wichtigkeit habe, weil die Ratification nicht stattgefunden und nicht stattfinden werde. Was den Hauptgegenstand anbetrifft, wurde er kaum von Neuem leicht berührt, ja man kann sagen, daß davon gar nicht mehr die Rede war. Es ward immer mehr klar, wie die Corporation keine Vereinbarung wollte, obschon sie sich den Schein gab, dieselbe zu suchen, oder vielmehr, daß sie die Hand zu einem Vergleiche nur unter der Bedingung bieten werde, die Artikel desselben gleichsam in die Feder anzugeben.“

„Auf einmal, ohne daß man einen Grund dafür wußte, verließ Hr. Clet den Kanton im Jänner 1851 und kam erst den folgenden Mai zurück während der Sitzung des Großen

Rathes, d. h. dann, als die von der gesetzgebenden Behörde bestimmte Frist seit einigen Tagen abgelaufen war. Der Staatsrath gab dem Großen Rath Rechenschaft über den Gebrauch, den er von seiner Vollmacht geübt habe, kündigte ihm an, daß die Unterhandlungen kein Ergebniß gehabt, wies die Ursachen vor, und auf seinen Vorschlag wurde dann beschlossen, daß folglich die Corporation ganz auf jenen Standpunkt zurückgesetzt werde, auf dem sie sich sechs Monate früher befunden hatte.“

„Hr. Elet, der in Sitten anwesend war und diese Verhandlung wissen mußte, beobachtete Stillschweigen. Er brach es nur, um auf's Neue zu protestiren, als die Regierung ihm anzeigte, daß sie, da nun Alles zu Ende sei, die Verkäufe gutheissen werde. Aus diesem Berichte, der in allen seinen Theilen Wahrheit ist, folgt: 1) daß, als die Güter zum Verkaufe ausgeschrieben wurden, keine eigentlichen Unterhandlungen eröffnet waren, sondern nur die Einleitungen zu denselben, indem sich der Große Rath noch nicht ausgesprochen hatte; 2) daß schon damals die gestellten Bedingungen der Art waren, daß jede Uebereinkunft gehemmt wurde; 3) daß diese Bedingungen, als der Große Rath dem Staatsrathe die Vollmacht zu unterhandeln ertheilte, keine Modification erlitten; 4) daß von der Zeit der Ankunft des Hrn. Elet in Wallis bis zum Ablaufe der für die Unterhandlungen festgesetzten Frist keine Veräußerung der Güter stattfand, da der Staatsrath seine Genehmihaltung verweigerte; 5) daß der Bevollmächtigte sich nur deswegen hinter das Project einer Veräußerung verschanzte, um einen wichtigen Hintergedanken nicht zu verrathen, nämlich den, den

Grund der Frage nicht zu berühren; 6) daß die Protestation vom 5. Weinm. eines festen Grundes entbehrt, weil sie sich auf ein Factum stützt, das an sich unbedeutend ist, und welches einen Vergleich nicht gehindert hätte, wenn ein solcher in der Absicht des Klosters gelegen wäre.“

Noch folgt das Schlußwort dieser Schrift: „Indem wir schließen, muß es uns daran liegen, die öffentliche Meinung gegen falsche Vorstellungen zu sichern, zu denen die Verwahrung vom 5. Weinm. Anlaß geben könnte. Die Erhaltung der Unstalt hängt nicht von dem Besitze der fraglichen Güter ab. Das Vermögen dieser Corporation ist noch immer beträchtlich genug, daß die Veräußerung derselben die Ausübung der Gastfreundschaft keineswegs hemmt. Ungeachtet der Opfer, die von ihr gefordert werden, bleibt das Hospiz im Stande, seine Bedürfnisse reichlich zu befriedigen und die Verpflichtungen zu erfüllen. Seit vier Jahren bilden diese Güter und jene, deren Verkauf unlängst ausgekündigt worden, einen Theil der Staatsdomainen, und die Kantonal-Verwaltung bezieht den Ertrag derselben, und dennoch blieb der Spital nicht geschlossen, und Niemand hat bemerkt, daß ihm ein naher Ruin drohe. Diese Thatsache gibt den unwiderleglichen Beweis, daß die Befürchtungen des Hrn. Elet, insofern sie sich auf die Veräußerung der erwähnten Güter beziehen, alles Grundes entbehren. Nein, die Unstalt auf dem St. Bernhard wird nicht untergehen, weil das Land in seiner Bedrängniß von ihm eine Beisteuer verlangte, die sie aus eigenem Willen hätte anbieten sollen.“

„Mögen sich also jene, die um das Institut sich interessiren, beruhigen! Die Denkmäler der christlichen Liebe auf

dem Mont-Tour und dem Simplon werden den Reisenden aller Nationen auch in Zukunft geöffnet bleiben. Der Fürstige wird dort fortwährend Unterstützung, der gefährdete Wanderer eifreige und uneigennützige Pflege finden. Die Decrete vom 11. und 29. Jänner gewährleisten die Fortdauer der Anstalt, das ist: ihre größte Sicherheit; das Wort eines religiösen Volkes ist die festeste Stütze.“

(Signé) Der Staatsrath zu Sitten.

41.

Fortschung.

Es war kein Geheimniß mehr weder der Regierung noch dem Volke im Wallis, daß Frankreich des bedrängten Gotteshauses warm sich annehmen werde. Darum schrieb der Walliser-Bote Nr. 2. 1852: „Es geht das Gerücht, der Propst des Klosters vom großen St. Bernhard habe kürzlich ein Schreiben von der französischen Regierung erhalten; über den Inhalt desselben verlautet zwar nichts, doch ist er, wenn das Gerede wahr sein soll, leicht zu errathen. Man weiß, daß sich dieses Stift schon vor einiger Zeit um Schutz seiner Rechte an die französische Nationalversammlung gewendet hat; diese Petition ward vertagt, und ist nun natürlich mit Auflösung der Versammlung an die Regierung übergegangen.“ So war es wirklich auch. Hr. Contlosquet, Mitglied der früheren gesetzgebenden Versammlung von Frankreich, wurde in die Commission gewählt, der franz. Regierung in Betreff der Petition der geistlichen Herren von St. Bern-

hard Bericht zu erstatten. — Wir wollen zuerst sein Schreiben (Paris den 7. März 1852) an die gesetzgebende Versammlung anführen:

„Ich war beauftragt, dem gesetzgebenden Körper einen Bericht über eine Petition der Religiosen des großen St. Bernhards vorzulegen. Dieser Bericht war seit Langem abgefaßt und von der Petitionscommission angenommen worden; er wurde nacheinander drei Ministern der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herrn General Lafitte, den Herren Baroche und Turgot mitgetheilt, welche in Ausdrücken, die das größte Wohlwollen für die Ordensmänner des St. Bernhards verriethen, erklärten, daß sie die von der Commission vorgeschlagene Ueberweisung an das Ministerium annehmen würden.“

„Im Interesse der Petenten selbst und nach dem Rathe ihrer aufrichtigsten Freunde mußte ich zu meinem Bedauern mehrere Male auf Verschiebung der Lösung des fraglichen Berichtes antragen und zwar der Unterhandlungen wegen, welche zwischen dem Convente des St. Bernhards und der Regierung von Wallis stattfanden. Sezt sind diese Berathungen nicht nur abgebrochen, sondern der Staatsrath hat, nachdem er die bereits stattgefundenen Verkäufe liegender Güter, die dem Hospize angehören, gutgeheißen, ein Decret erlassen, welches neue anordnet. Dieser letzte Spoliationsact erhält seine Vollziehung, während ich diese Linien schreibe. Hr. Elet, der Abgeordnete des St. Bernhards, hat sich in die schmerzhliche Nothwendigkeit versetzt gesehen, seine Bewahrungen, die er früher, dem Geiste der Versöhnung so lange als möglich nachgebend, einzigt an die Regierung von

Wallis gerichtet, nun durch Tagesblätter der Schweiz und Frankreich öffentlich darzulegen.“

„Bei dieser Sachlage schien es mir, es wäre, um die allgemeine Meinung aufzuklären, an der Zeit, sämmtliche Verhandlungen, welche die wichtige Frage betreffen, auch der Öffentlichkeit zu übergeben. Das ist der Grund, der mich bestimmt, das folgende Actenstück drucken zu lassen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich in meinem Privatleben, in das ich zurückgekehrt bin, einer unter dem dreifachen Gesichtspunkte, der Religion, der Gerechtigkeit und der Humanität, geheiligten Sache dadurch Dienst leisten könnte.“

(Signé) Graf von Contlosquet,
ehemaliger Volksrepräsentant.

Was nun sein Bericht über die Petition der St. Bernhards-Chorherren betrifft, heben wir nur die Hauptpunkte hervor. Im Eingange sagt er: „Die Ordensmänner des großen Bernhards hätten den Schutz Frankreichs angerufen. Die achte für die Prüfung der Bittschriften aufgestellte Commission hat nach sorgfältiger Erwägung der Sache gefunden, daß dieses Gesuch es im höchsten Grade verdiente, daß Interesse und die Sympathie der Nationalversammlung auf sich zu ziehen.“ Dann führt er in seinem Berichte den Ordensstifter, den Zweck der Gründung, den wilden Berg, das Hospiz auf der Anhöhe desselben, den großen Durchpaß über den Mont-Tour und das wohltätige Wirken der dortigen Mönche an, und schreibt: „Um die Hingebung dieser guten Ordensmänner zu würdigen, wollen wir uns der Worte eines protestantischen Schriftstellers des letzten Jahrhunderts, des berühmten Naturforschers Saussure, bedienen.

Er stellt sie dar als Solche, die den im Nebel, im Sturme, im Schneegestöber verirrten Wanderern zu Hülfe eilen, sie führen, unterstützen, oft sie auf ihren Schultern tragen; er stellt sie dar als Solche, welche hingehen, jene aufzusuchen, die von Lawinen fortgeschleudert oder im Schnee begraben sind, und die zuweilen den Trost haben, Menschen zu retten, welche ohne ihre Hülfe das Licht des Lebens nicht mehr würden gesehen haben. Nach der Rückkehr in's Hospiz sind sie damit beschäftigt, diese Unglücklichen zu erwärmen, zu erquicken, diejenigen zu pflegen, welche wegen der angreifenden Luft oder den Beschwerden des Weges krank geworden sind; sie besorgen Alle mit gleichem Eifer, Fremde wie Landsleute, Religionsgenossen und Andere; sie fragen nicht einmal nach dem Vaterlande oder dem Glaubensbekenntnisse der Hülfsbedürftigen; Leiden und Noth ist der einzige Titel, der ein Vorrecht auf ihre Pflege gibt.“ — Indem der Graf am Ende die Gefahren, die Beschwerden, die Entbehrungen jeder Art aufzählt, welche nothwendig verbunden sind mit einem Aufenthalte, der der höchste bewohnte Ort Europa's ist, der nahe der Grenze des ewigen Schnee's liegt, wo der Pflanzen Zeugungskräfte ermatten, wo das Auge nichts sieht, als kahle Felsen, wo während eines achtmonatlichen Winters die heftigste Kälte die Gesundheit angreift und das Leben bedroht, kommt er zu dem Schlusse: „daß allein die Hingebung und die Hoffnung künftiger Belohnungen Menschen eines ehrbaren Standes bewegen können, sich einer so traurigen und beschwerlichen Lebensweise zu widmen.“

Contlosquet zeigt weiters: „Frankreich schulde dem Hospiz eine besondere Erkenntlichkeit, erinnert an den Ueber-

gang der französischen Armee über den St. Bernhard, die dortige Verpflegung derselben, an Napoleons Dankbarkeit, indem er allda seinen Waffengenossen Desair begraben wifsen wollte, und das Hospiz auf dem Simplon gründete.“ — Sezt berührt er die neuesten traurigen Ereignisse, welche die Existenz des Klosters in Frage stellen; er schildert den sog. Sonderbundskrieg, den Fall der gesetzlichen Regierung, die Volksversammlung am 2. Christm. 1847 in Sitten, die Beschlüsse derselben, das feindselige Auftreten der neuen Machthaber gegen St. Bernhard, die gewaltsamen Erfreßungen von 114,285 Fr., die fernern Anordnungen des Großen Rethes in Betreff der Angabe des Vermögensbestandes, die Güterverkäufe, das fruchtlose Unterhandeln des Hrn. Elet mit der Regierung von Wallis u. s. w., und fährt dann fort:

„Raum hat es noch den Genuss des zehnten Theiles seiner Einkünfte, und auch dieser ruhet auf einem sehr unsichern Grunde. Wenn seit drei Jahren die Ordensmänner des St. Bernhards fortwährend mit dem schmerzlichsten Opfer und ihre Capitalien aufzehrend, die Gastfreundschaft ausgeübt haben, so kommt dieses daher, weil die Liebe keine Schranken kennt und stärker als alle Leiden ist; es kommt auch, wir wollen es beifügen, daher, daß sie, auf ihr Gewissen und ihr gutes Recht gestützt und auf die Sympathie aller edlen Herzen zählend, festes Vertrauen haben, daß XIX. Jahrhundert werde die Vollführung eines Werkes der Zerstörung, das demselben ein unauslöschliches Brandmal aufdrücken würde, nicht sehn.“

„Denn man muß das wohl erkennen, das Eigenthum
Hl. Bernhard von Menchon.

des St. Bernhards, und was davon abhängt, ist eines der ehrwürdigsten auf Erden; man muß seine Bestimmung berücksichtigen oder zu seinem Ursprunge zurückkehren. Der Bestimmung nach ist es das Erbgut des Armen und des Wanderers, die Genossenschaft der Ordensmänner ist nur die Verwalterin und Ausspenderin, sie konnte ohne Feigheit nicht die ihr anvertraute Hinterlage preisgeben; indem sie selbe durch einen passiven Widerstand und energische Protestationen vertheidigte, hat sie eine strenge Gewissenspflicht erfüllt. — Was den Ursprung betrifft, ist es, wie wir schon bemerkt haben, nicht das Hospiz eines einzigen Volkes, es ist das — aller Nationen; denn es gibt kein Volk, keinen Staat in Europa, der nicht seinen Stein zu dem Gebäude gelegt, das Allen zu gut kommen sollte. Aber mehr als jedes andere Land hat es Frankreich gethan, das, wie die Bittsteller bemerken, unter den Gutthätern des St. Bernhards unstreitig den ersten Rang einnimmt. Frankreich, welches nur vom Jahre 1760 an, um nicht weiter zurückzugehen, dem Spitale jährliche Unterstützungen abgereicht, deren Summe sich auf nicht weniger als 237,000 Fr.¹⁾ beläuft, — Frankreich, sagen wir, hat vor

¹⁾ Hierin ist der Ersatz von 30,000 Fr. nicht begriffen, welcher dem Kloster zugesprochen wurde, um dasselbe für die Kosten zu entschädigen, die ihm der Übergang der französischen Armee verursachte. — 1847 wurde die Auszahlung der Unterstützung suspendirt, aus Sympathie für die Genossenschaft des St. Bernhards, und um zu vermeiden, daß die Bonds ihrer Bestimmung nicht entfremdet würden. Gegenwärtig haben die mildthätigen Beiträge wieder ihren früheren Gang.

andern Ländern mächtige Gründe, dieser Anstalt seinen Schutz zu gewähren.“

„Es geht aus Erkundigungen hervor, die man bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten geschoßt, daß die französ. Regierung in verschiedenen Epochen und erst neulich an die Regierung von Wallis und selbst an die Tagsatzung durch ihre diplomatischen Agenten in der Schweiz dringende Vorstellungen zu Gunsten der Hospizien auf dem St. Bernhard und Simplon gerichtet hat; daß sie feierlich das lebhafte Interesse bezeugt, welches sie für diese beiden Anstalten fühlt; daß sie die eindringlichsten Betrachtungen, welche ihre Sache mit derjenigen der Humanität zusammenstellen, geltend zu machen gesucht.“

„Die Commission ist der Ansicht, eine Beistimmung der Nationalversammlung dürfte der vollziehenden Behörde neue Kraft geben, eine so geheiligte Sache zu vertheidigen und den Erfolg ihrer Bemühungen zu sichern; deshalb schlägt dieselbe einmündig Ihnen vor, zu beschließen, daß die besprochene Petition an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gewiesen werde.“

Der Commissional-Antrag siegte glänzend bei der Nationalversammlung, und sofort wurde erkannt, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit neuen Aufträgen zu Gunsten des St. Bernhardsberges zu ermächtigen. Auch hat der jetzige französische Monarch, Napoleon III., seine Wohlgewogenheit dem Stifte wiederholt zu erkennen gegeben. — Seit dieser Zeit sind unsers Wissens keine dem Hospiz angehörigen Güter veräußert worden. Die beiden Spitäler vom großen Bernhard und Simplon setzen ihre

Gastfreundschaft fort, leben aber in einer dürfstigen Lage. Wenn früher schon der Stand der Dinge nicht glänzend war, so ist er es jetzt in einem weit höhern Grade. Swar hat sich in den letzten Jahren Vieles in Wallis verändert. Die sog. Sonderbundsschulden haben National- und Ständerath, nach dem Antrage des Bundesrathes, erlassen; dadurch sind auch die größten Staatschulden des Kantons getilgt worden, und die Regierung konnte nicht nur dieses thun, sondern selbst einen bedeutenden Ueberschuss mittelst der Gesamteinnahmen erübrigen, wie aus den Jahresrechnungen genüglich hervorgeht. Auch hat seit dieser Zeit im Personalbestande des Walliserstaates Vieles sich verändert; — und so dürfte man von der gegenwärtigen Regierung, die überhaupt Verföhnlichkeit und Gerechtigkeit an Tag legt, erwarten können, sie werde auf den Großen Rath einwirken, daß die früheren widerrechtlichen Beschlüsse gegen das St. Bernhards-Institut aufgehoben, und dessen Vermögen nach Kräften zurückersetzt werde. Geschieht dieses, so wird der Segen von Oben über das Land, Volk und Regent sicherlich nicht ausbleiben! —

42.

Schlusswort.

Wir haben nunmehr das Leben des großen Dieners Gottes, des hl. Bernhards von Menthon, und sein edles Wirken und Streben auf den Hochalpen des Walliserlandes erwogen, und zugleich seine würdigen Söhne in so vielen Jahrhunderten nach unveränderter Gesinnung und Anstre-

bung vor Augen geführt; wir haben vernommen, welch' große Opfer sie den Reisenden und Armen in jeder Jahreszeit darbringen und selbst ihr eigenes Leben gerne dafür einsetzen, und wie sie nicht bloß gegen wilde Elemente, sondern auch gegen andere Feinde zu kämpfen haben. — Mögen sie ferner mit neuem Muthe das große Werk der Liebe zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menschheit fortführen! Das interessante Verzeichniß aller Geretteten, welches sie in einem Buche führen, soll sie ermuntern, ihre aufopfernde Liebe mit neuen Kräften zu bethätigen! Der Geist des hl. Stifters ist sichtbar bis auf den heutigen Tag unter ihnen geblieben; ihre Anstalt ist auf Felsen gebaut, und sie hat durch neun Jahrhunderte manchem Sturme getroßt, denn was auf Felsen steht, wird nicht so leicht erschüttert. Noch schlagen tausend und abermaltausend warme Herzen in Dörfern und Städten Europa's für dieses menschenfreundliche Institut; noch danken Viele, die ihre kühnen Schritte auf den St. Bernhard oder Simplon gelenkt, und welche dort gerettet oder erwärmet, gespeiset und getränkt worden sind, und die nun die Reichen aufmuntern, ihre wohlwollenden Schankungen dorthin zu senden. — Ein solches Gotteshaus kann nicht untergehen; ein solcher Ort, wo noch, frei von den Lastern der Niederungen, so viele Tugend wohnt, muß des Segens Fülle genießen: — Gott ist sein mächtiger Hirt, und der hl. Bernhard ein kräftiger Fürsprecher.

Wir können diese Zeilen nicht enden, ohne zweier Männer zu gedenken, die eine verdiente hohe Verehrung dem St. Bernhardsspitale widmeten. „Das Hospiz auf dem St. Bernhard“, sagt Bridel, „ist ein von dem ächten Christen-

thume erbauter Tempel der Nächstenliebe, also der edelsten Gottesverehrung geweiht und von Menschen bedient, welche so viele tausend und tausend Reisende als Engel betrachten müssen, vom Himmel auf die Erde gesandt, hier an der Grenze des Todes zu stehen, um sie beim Leben zu erhalten. Es ist eine Anstalt, welche von ganz Europa verehrt wird, in der Welt nicht ihres Gleichen hat und der Menschheit Dienste leistet, die über Ausdruck erhaben sind..... Welcher Beweggrund konnte Männer von Bildung vermögen, sich in dieser schauerlichen Wüste anzusiedeln, Gesundheit und Leben Armen und Leidenden zum Opfer zu bringen? Nur ein Beweggrund ist möglich und diesen bot ihnen das Christenthum dar. Verehrung sei dafür dieser wohlthätigen, hilfreichen Religion gebracht! Und Preis und Dank den gottfüllten Menschen, welche diese Religion mit so uneigennütziger Ergebung ausüben.“¹⁾ — An diese Worte knüpft der schätzbare Verfasser „der religiösen Unterhaltungen“ schöne Lobsprüche und Beherzigungen: „Da sehen wir den Geist der lebendigen Religion“, schreibt er, „welcher auch kein anderer ist, als der des wahren Christenthums, der heiligen katholischen Kirche, die, gleich ihrem göttlichen Bräutigame Jesus Christus, sich in ihren wahren Kindern immerfort für das ewige und zeitliche Heil Aller aufopfert. Denn wo und was gibt es für eine geistliche oder leibliche Not, der sie nicht mit völlig hingebender Liebe abzuheilen sich bemüht? Und wo wäre in allen bloß weltlichen Anstalten eine so reine, dauerhafte Hingabe zu finden? Gewiß, wenn die katholische

¹⁾ P. Sig. Furrer, Geschichte von Wallis. II. 142.

Kirche schon hienieden noch nicht eine Gemeinde bloß der Auserwählten ist, indem sich darin thörichte und weise Jungfrauen, schlechte und gute Fische, Unkraut und Waizen befinden, so ist sie doch die einzige von Christus auf dem Gipfel des Berges gegründete, Allen sichtbare Stadt Gottes, überall hinleuchtend, sowohl durch die Wahrheit ihrer Lehre als durch die Liebe ihrer Werke.“

„Und was ist nun das für ein Geist“, sagt er am Schlusse der Betrachtung über den hl. Bernhard, „der eine Anstalt, wovon man in dem Gepränge der Welt umsonst das Muster oder auch nur etwas, das ihm nahe käme, suchen würde, gestiftet hat, und schon seit achthundert Jahren erhält? Unsere Philosophen wollen nicht eingestehen, daß es der Geist der christlichen Religion sei....; sie schreiben denselben dem zu, was sie unbestimmt Weisheit, Tugend, Demuth nennen. Ist es aber nicht erbärmlich zu sehen, wie die unfruchtbare und eifersüchtige Weisheit dieser Welt sich umsonst plagt und sich in Ränken erschöpft, um der Religion die Ehre ihrer Denkmäler zu rauben? Es muß mit ihr schon weit gekommen sein, daß sie die guten Ordensgeistlichen, wahre Mönche, so in Philosophen umwandelt; und wirklich wäre das etwas ziemlich Neues und Sonderbares, wenn man unsere modischen Wohlthätigkeitsprediger, unsere Sittlichkeitssberechner, unsere göttelsäugnerischen Philosophen ihre wohllüstigen Wohnungen verlassen und hingehen sähe, sich ihr ganzes Leben durch auf diese unbewohnbaren Berge zu setzen, um der Menschheit um den Preis ihres Vermögens, ihrer Ruhe und ihres Lebens zu Hülfe zu kommen. Nur aber der wahren Reli-

gion allein kommt es zu, die Menschen zu diesem Heldenmuth der Tugend zu erziehen, weil sie allein so große Beweggründe gibt, daß sie den großen Opfern, die man ihr bringt, angemessen sind, und somit durch den gewissen Glauben und höhere Hoffnungen, als die Welt geben kann, hohe Gesinnung einflößt.“¹⁾

1) Wir denken nun, die Einwendung heutiger Zeit sei genüglich gelöst, wenn gesagt wird: Warum braucht es denn zu allem diesem (auch bei Erziehungsanstalten) nur geistliches Gewand? Könnten Weltleute nicht eben so gut hierin arbeiten und wirken? — Glaubt es nur immerhin, großmütige Selbstverlängnung und wahrhaftige innerliche Demuth müssen den Geist der lebendigen Religion, die da ist gänzliche, opferwillige und uneigennützige Hingabe für den Nebenmenschen, ansächen, und diese Tugenden werden einzig und allein festgehalten mittelst dem Gelöbnisse beständiger Keuschheit und unbedingten Gehorsams. Wo aber finden sich solche weltliche Corporationen?! —

III.

**Statistisches, Urkunden, Namens-
verzeichnisse, Gedichte.**

1.

Aufzählung der vorzüglichsten dem St. Bernhardsberge früher zugestandenen Präbenden.

- a) Im Bisthume Sitten: — Das Kloster selbst auf dem großen St. Bernhard und dessen Zubehör (St. Bernhard, Simplon &c.); die Kirchen zu St. Pierre, Liddes, Orsières, St. Brancher und Martigny; 1 Haus in Sitten mit St. Michaelscapelle; Leuk, Aigle; Capelle und Scheune zu Roche; Noville, Vouvry, Beaumont.
- b) Im Bisthume Lausanne: — Priorate: Avry-devant-pont *, Bettens, Bière, Estoi, Farvagny *, Montpréveyres, Semsales * und Sévaz *.
Spitäler: Bornu, Fribourg *, Lausanne ¹⁾, Moudon, la-Tour und Vevey. ²⁾
- c) Im Bisthume Genf: — Die Kirchen Meillerie, Marin, St. Michel à Tholon, St. Germain, Nove,

¹⁾ Von diesem Spitale des hl. Johannes Evangelist sagt die Chronica Lausannensis Chartularii, geschrieben 1228, quod sicut quondam capituli lausannensis sed nunc est S. Bernardi montis Jovis.

²⁾ Die mit * Bezeichneten wurden an. 1602 mit dem St. Nikolausstift zu Freiburg vereinigt.

St. Loup und Versoyx; die Präbenden zu Brantonex, Concise, Rumilli und Vinier.¹⁾

- d) Im Bisthume Basel: — Die Kirche zu Pfirt. (Ferrette.)
- e) In andern Bistümern: — 11 Präbenden in Aosta, 4 in Ivrea, 4 in Turin, 3 in Vercelli, 1 in Novara, 1 in Messina, 4 in Besançon, 4 in Langres, 2 in Autun, und 8 in Troyes.

2.

Urkunden.

- a. *Décision d'Amédée de Clermont, évêque de Lausanne, à ces fins commis par le pape Eugène III. sur les différends existants entre les frères du Grand Saint-Bernard (montis Jovis) et ceux de Meillerie.*

1154.

Notum sit uniuersitati fidelium tam futurorum quam presencium, quod ego Amedeus, Dei miseratione Lau-sannensis ecclesie minister humilis, ex precepto D. pape uenerande memorie et mirande sanctitatis uiri eugenii, querimoniam que a fratribus Montis Jouis aduersus

1) Ueber die ältesten Verhältnisse einiger dieser Kirchen zu dem Kloster auf dem St. Bernhard, siehe die beiden interessanten, unter Nummer 2. folgenden Urkunden aus den Jahren 1154 u. 1191, abgedruckt nach den Originalien aus den Mémoires et Documents de la Société d'histoire et d'Archéologie de Genève. (Tome II. p. 34 u. 48 hinten.)

fratres Melereie, de confederatione eorum diu agitata habebatur, consilio et auxilio tam religiosorum quam secularium uirorum, cum utriusque partis assensu, lausannensis ecclesie ac gebennensis iure retento, diligenter examinaui, et fideliter pro posse determinauit: et ne forte in posterum obliuionis uento tolleretur, scripto commendare curauit. Est igitur inter eos spiritualis hec conuentio, pro fratribus defunctis inuicem orare, missas celebrare, elemosinas dare. Corporalis autem fraternitatis hec est, ut si forte prepositus Montis Jouis Melereiam uenerit, quamdiu ibi fuerit, locum prioris obtineat, ea duntaxat condicione, ut nec personam educere uel introducere, uel bona loci illius auferre, aut alienare sine consensu fratrum eiusdem loci, ullenatus ualeat. Si uero priorem Melereie decedere uel discedere contigerit, fratres eiusdem ecclesie liberam eligendi unum de fratribus suis potestatem habeant, atque obedientiam electo suo faciant; ipse uero rursum prefato preposito, consilio gebennensis Epⁱ, obedientiam promittat, prefata tamen condicione inuiolabiliter seruata. E contra prepositus Montis Jouis cum fratribus suis, ecclesiam Melereie, necessitate ingruente, consilio iuuare et facultatibus sustentare bona fide satagant. Postremo expensas quas pro uexationibus et iniustis calumpniis eorum fratres de Melereia fecerunt, omni occasione et dilatione remota, eisdem recompensare studeant. Huius compositionis et legitime confederationis testis est dominus Arducius gebennensis Ep^s, cuius consilio et auxilio facta est, et eiusdem sigillo impressa: saluo tamen iure ac iusticia

gebennensis ecclesie per omnia. Sunt et alii testes Amaldricus gebennensis decanus, Gauterius capellanus, Anselmus de filiaco, benedictus de margincello, Giraldus, et Vilelmus Lausannenses canonici: m^o. c^o. l. iiiij^o. anno ab incarnatione Domini. Data Lausanne, luna iiiii^a, feria v, Regnante Gunrado imperatore.

b. *Transaction entre l'Eglise de Genève et le couvent du Grand Saint-Bernard, par l'amicable composition des évêques de Maurienne, Sion et Aoste, et des Abbés de St. Maurice et d'Abondance, au sujet de quelques églises contestées. Celles de Meillerie, Marin et Tholon appartiendront à la maison du Saint-Bernard, moyennant une redevance annuelle de 20 sols à l'évêque. Cette maison conservera aussi les églises de Brantonex, Vinier et Saint-Loup, dont elle était en possession avant le litige. Le prévôt du Saint-Bernard choisira les desservants des églises qu'il possède dans le diocèse de Genève, et l'évêque ne pourra refuser de les approuver sans de justes motifs. L'évêque aura l'abbaye de Filly, et le chapitre l'église de Lugrin.*

1191.

In nomine sancte et indiuidue trinitatis, ueterum patrum consuetudine approbantes nos episcopi. L. maorianensis. V. sedunensis. W. augustensis, et abbates. V. agaunensis. V. habundantinus, in quos amicabiliter dominus Nantelmus gebennensis episcopus et capitulum ipsius. et petrus prepositus montis iouis. et fratres eiusdem domus compromiserunt quiddam memoria dignum

per presentem cartam ad presentium posterorumque notitiam deriuamus. Notum sit igitur omnibus, quod de controuersia que uersabatur inter dominum gebennensem episcopum et capitulum ipsius. et prepositum et domum montis iouis nobis arbitrantibus de consensu utriusque partis ita transactum est. Ecclesiam de mereleia. ecclesiam de marins. et ecclesiam de tholuns cum omnibus appenditiis suis habebit domus montis iouis in perpetuum a gebennensi episcopo. reddendo uiginti solidos gebennensis monete annuatim in festo sancti michaelis. Insuper in pace obtineat domus montis iouis ecclesias et possessiones quas habebat ante quam controuersia inciperetur. uidelicet ecclesiam de brenthono. de vinie. de sancto lupo. saluo in omnibus iure domini gebennensis episcopi. et ecclesie m..... reuerentia. In ecclesiis parochialibus quas domus montis iouis habet in episcopatu gebennensi. prepositus sacerdotes eligat. et domino episcopo representet. et ipse presentationem benigne suscipiat nisi ex iusta et rationabili causa iud..... Abbatia de fylie cum omnibus pertinentiis suis gebennensis episcopi erit in pace in perpetuum. Ecclesia de lugrino cum omnibus pertinentiis suis canonicorum gebennensium erit in pace in perpetuum. Nomina episcoporum et abbatum et aliorum uirorum prudentum, qui hiis interfuerunt hec sunt. Lambertus episcopus maurianensis. Vuillelmus episcopus sedunensis. Vualbertus episcopus augustensis. Vuillelmus abbas agaunensis. Vuillelmus abbas habundantinus qui presens scriptum sigillis suis munierunt. Vuillelmus de thurs d.... gebenn. freuardus.

petrus de langis canonici gebennenses. magister fulco
Amedeus de confynun. Aymo de alta uilla. can. gebenn.
Lambertus et Jordanus capellani. magister vuillelmus
sedunensis sacrista. et Aymo capellanus. G.... canonicus
sancti mauricii. Nicholaus canonicus sancti Ursi. Aymo
de Chesaleth. canonicus montis iouis. Girardus prior
destui. Guido prior de mereleya, Vuillelmus de chesaleth.
Alexander milites. Thomas comes sauioe. Guigo de theys.
et hubertus et Amedeus nepotes sui. Guiferer de con-
flens. Reymundus de thurs et multi alii. Quicunque hanc
transactionis cartam ausu temerario infringere uel inquie-
tare presumpserit. iram omnipotentis dei incurrat, et per-
petuo anathemati subiaceat. Factum est hoc apud thonuns
anno dominice incarnationis. m^o. c^o. nonagesimo primo.

3.

*Muthmaßliche¹⁾ Reihenfolge der Pröpste und Com-
mendaires auf dem großen St. Bernhard.*

Nach 972 der hl. Bernhard von Menthon, Stifter.²⁾
1008 Richard, aus dem Iserathale.
1120 Ulrich, aus dem Aostathale.
1171 Wilhelm I.

1) Wenigstens bis in's 16. Jahrh. sind, aus Mangel an Docu-
menten, die meisten Angaben unsicher.

2) Nach de Loges erfolgte die Bernhardische Gründung erst 1040,
und der Heilige starb 1090. (p. 68. 189.) Darum sind die Lücken
zwischen den vier ersten Pröpsten so fühlbar. — Was oben

- 1183 Petrus I. von Vesel.
1206 Walcher.
1219 Wilhelm II. von Ullion.
1225 Peter II. von Pertius.
1237 Armodus.
1241 Falco.
1253 Gerold de la Sale.
1280 Martin.
1310 Johann I. von Duin.
1321 Wilhelm III. von Thora.
1333 Wilhelm IV. von Billens.
1374 Aimé von Séchal. † 1404.
1393 Hugo von Ursi.
1417 Johann II. von Ursi. † 1454 als Erzbischof von Tarentaise.
1438 Johann III. von Grolea.
1459 Johann IV. Solacii.
1465 Franz I. von Savoyen, Commend.; hernach (1484) Gense-Bisthumisverweser. † 6. Weinm. 1490.
1490 Ludwig I. von Savoyen, Commend. † 1502.

(S. 69.) von einer ursprünglichen Anzahl daselbst angedeutet worden, wird auch einigermaßen erhärtet durch eine Stelle in den Jahrbüchern von St. Berlin, nach welchen Kaiser Lothar im J. 859 seinem Bruder Ludwig den Reichsantheil jenseits des Jura, nämlich die Städte Genf, Lausanne und Sitten samt Bistümern, Klöstern und Grafschaften zueignet, ausgenommen daß Hospiz auf dem Jupiterberge und die Grafschaft Pipp. (Sol. Woch. 1825. 259.)

- 1494 Philipp v. Savoyen, Commend. † 22. Wint. 1533.¹⁾
1512 Johann V. von Foresta, Commend.
1552 Benedict von Foresta, Commend.
1563 Renatus Tollen, Commend. † 1587.
1587 Andreas Tissier. † 10. Herbstm. 1611.
1611 Roland Viot. † 6. Augst. 1644.
1644 Michael Verinot. (Coadjutor.)
1646 Ursus Arnold.
1649 Anton I. Püttod. † 1671.
1671 Anton II. Morat. † 1693.²⁾
1693 Johann VI. Persod. † 1. März 1724.
1724 Ludwig II. Boniface. † 1728.
1728 Leonhard Jorioz. † 18. Christm. 1734.
1733 Franz II. Michelod. † 1748.³⁾
1753 Franz III. Bodmer. † 1758.
1758 Claudius Thevenot. † 30. Augst. 1775.⁴⁾
1775 Ludwig III. Luder. † 11. Augst. 1803.
1803 Petrus III. Rausis. † 15. Sän. 1814.
1814 Johann VII. Genoud.
1830 Franz IV. Gilliez.⁵⁾

1) Auch Matthäus Schiner aus Mühlbach, Pfarrer Ernen, Bischof von Sitten und Kardinal († 30. Herbstm. 1522), soll einige Zeit dem St. Bernhardse-Hospiz als Commendataire vorgestanden haben. (Vergl. oben S. 116.)

2) Dieser baute die abgebrannte Kirche wiederum auf.

3) Der sonst gewählte Leonhard Avoyer wurde nicht anerkannt.

4) Erster insulirter Propst.

5) Den 16. Mai 1830 segnete der hochw. Propst Johann Peter Genoud, Bruder des gegenwärtigen Priors auf Leis, das Zeit-

4.

Wirklicher Bestand des Chorstifts auf dem großen
St. Bernhardsberge und des Hospizes auf dem
Simplon.¹⁾

Geb.

1.	Se. Hochw. Gnaden Herr Filliez, Franz Benjamin, apostolischer Protonotar, insulirter Propst u. s. w.	1790
2.	Se. Hw. hr. Deleglise, Petrus Jos., Prior des Hospizes auf dem großen St. Bernhard.	1814
3.	Giroud, Joh. Nicolaus, Senior in Martinach.	1771
4.	Darbeylay, Joseph, Prior und Super-vigilant in Martinach.	1783

liche, und das auf dem St. Bernhard versammelte Capitel wählte am 2. Brachm. Franz Benjamin Filliez zu seinem Vorstande. Derselbe regiert bereits 26 Jahre, und man darf wohl sagen, er sei das Werkzeug der Vorsehung; denn ohne seine Fertigkeit und Ausdauer in den politischen Feinden wären die preiswürdigen Anstalten auf St. Bernhard und Simplon vielleicht eingegangen. — Er ist geboren 30. August 1790, und somit 66 Jahre alt; noch erfreut er sich einer guten Gesundheit und lebt in St. Oyen. Gott erhalte ihn lange seinem nützlichen Orden! —

¹⁾ Die Augustiner-Chorherren sind hier, mit Ausnahme des Propsts und des Priors auf dem St. Bernhardsberge, nach dem Jahre des Eintrittes in den Orden, und nicht nach dem natürlichen Alter geordnet. Alle gehören dem Clericalstande an; früher hatte man nur wenige Laienbrüder, gegenwärtig aber keinen, indem durch Knechte und angestellte Personen diese ersetzt werden.

	Geb.
5. Se. hw. hr. Genoud, Theodor, Prior auf Leis.	1785
6. Favre, Joh. Nicolaus, Pfarrer in St. Brancher.	1786
7. Biselz, Franz Jos., Pfarrer in Orsières.	1791
8. Abbet, Daniel Petrus, Pfarrer in Gournier.	1791
9. Darbellay, Joh. Baptist, Pfarrer in Bovry.	1794
10. Pellaux, Steph. Sebast., Pfarrer in Liddes.	1792
11. Barraz, Petrus Jos., Prior des Hospizes auf dem Simplon.	1787
12. Dorsaz, Kaspar Jos., apostol. Notar, auf dem St. Bernhard.	1794
13. Berenfaller, Franz Jos., Prior auf St. Petersburg.	1789
14. Besse, Augustin, Pfarrhelfer auf Leis.	1787
15. Rossier, Johann Nicolaus, Caplan in Orsières.	1792
16. D'Alleves, Anton, apostol. Notar und bischöfl. Canzler in Sitten.	1802
17. Marquis, Kaspar Jos., Pfarrverweser in Saxon.	1806
18. Alt, Johann Jos., Bibliothekar auf dem Simplon.	1800
19. Metroz, Joseph, Caplan in Martinach.	1805
20. Hubert, Jos. Nicolaus, Dekonom auf dem Simplon.	1809

	Geb.
21. Se. Hw. Hr. Hubert, Joh. Nicolaus, auf dem Simplon.	1810
22. Darbellay, Stanislaus, Hülfpriester auf Leis.	1811
23. Groß, Ludwig, Caplan in Liddes.	1810
24. Garman, Petrus Maria, Hülfpriester in Martinach.	1817
25. Gaillard, Petrus Jof., Generalschaff- ner auf dem St. Bernhard.	1818
26. Delasoie, Kaspar Abdon, Rector in St. Brancher.	1818
27. Marquis, Petrus Franz, Caplan in Bouvry.	1823
28. Giroud, Emmanuel, Sacristan auf dem Simplon.	1818
29. Lugon, Joseph, Caplan in Monthey.	1822
30. Gaillard, Petrus Ludwig, auf dem St. Bernhard.	1826
31. Tissieres, Petrus German, auf dem St. Bernhard.	1828
32. Tornay, Johann Nicolaus, auf dem St. Bernhard.	1826
33. Mailland, Joseph, Pförtner auf dem St. Bernhard.	1825
34. Joris, Mauritius, Prof. der Theologie auf dem St. Bernhard.	1824
35. Lovay, Johann Petrus, auf dem St. Bernhard.	1821

Geb.

36.	St. Hw. Hr. Grossard, Basilius, auf dem St. Bernhard.	1833
37.	Carron, Petrus Franz, auf dem St. Bernhard.	1831
38.	Gaudin, Roman Andreas, auf dem St. Bernhard.	1833
39.	Roh, Johann Georg, auf dem St. Bernhard.	1834
40.	Pochon, Mauritius, auf dem St. Bernhard.	1836

5.

Hymnus in divum Bernardum.

(Ex Ms. Bodecensi et Corsendonkano.)

Confessoris egregii celebremus nos, socii,
Bernardi solennia.

Generosa stirpe natus, moribus hic exornatus
Fuit ab infantia.

Augustae Archilevita, Deo gratus, verbo, vita,
Fiebat per omnia.

Plebis ibi Christianæ, verba vitae serens sanæ,
Extirpabat vicia.

Monita, in civitate prædicando longe late,
Dabat salutaria.

Jejunans hic vigilabat, pro se, multis, et orabat
Ut daretur venia.

Pretiosa cum habere vestimenta posset, vere
Portabat cilicia.

Pane duro vescebatur, asper qui plus videbatur
In sua provincia.

Potum uva non præbebat, aquam vero sic bibebat,
Sæpius absinthia.

Domum fecit caritatis, ubi data dantur gratis,
Nec quæruntur præmia.

Ubi panis, vinum, ligna numquam crescunt, sed maligna
Sunt ibi contraria.

Nix et algor, via dura, fumus, nubes et obscura
Sunt ibi perennia.

A Bernardo facta domo, illam adit, quisquis homo
Habet necessaria.

Illa domus semper patet, Procurator numquam latet,
Propinans cibaria.

Nunc Bernardi proferamus signa, ejus et dicamus
Virtutes, prodigia.

Nicolaus apparuit, peregrinus visus fuit,
Sancto dixit talia.

Montem Jovis ascendamus, hospitale componamus,
Summæ rupis in via.

Illa domus fabricatur tantis viris, et dotatur
Habens beneficia.

Cæco visum restauravit; sterili matri donavit
Puerum, quem hæc rogavit.

Pestem perdit locustarum, quæ nocebant, et non parum,
Et morsus bestiolarum.

Hic avarum prædicavit, paupertati destinavit;
Exodus quod comprobavit ignis peste anxia.
Adit Romam Rex Henricus, perdat Papam quod iniquus,
Malus, prorsus inimicus: cognita malitia,
Regi nefas dehortatur, hinc adversa comminatur,
Fine rei demonstratur Sancto ita qui probatur,
Nobis detur venia. Amen.

6.

Das Hospiz auf dem St. Bernhardsberge.

(Von Dr. Julius Höninghaus.)

Es deckt ew'ger Schnee der Alpen grause Spitze,
Des Gletschers Riesenwand erblinkt in glattem Eis;
Tief liegt der Matte Grün; aus der Felsenriße
Entkeimt kein Blumenkind des Winters starrem Weiß.

Scharf faust der nord'ge Sturm durch grauverhüllte Klüfte,
Sein Nachtgestöber flockt verwehend auf den Pfad;
Der matte Wandrer irrt; es senken Nebeldüfte
Sich vor den Abgrund hin; er wimmert ohne Rath.

Da tönt mit nahem Schall in abgemess'n Klängen
Der Klosterglocke Ruf an sein erfreutes Ohr;
Es will der Hoffnung Trost die Todesfurcht verdrängen,
Und dankerglühend blickt zum Himmel er empor.

Doch weh! schon lähmt die Macht des Frostes seine Schritte,
Sein Fuß versagt den Dienst, vergebens winkt die Bahn!
Da strahlt Laternenschein; es knistern rasche Tritte;
Ein Ordensbruder nahet, ihm eilt sein Hund voran.

Und freudig faßt und trägt der Mönch mit kräft'gem Arme
Zum geistlichen Hospiz den fremden Pilgermann,
Dass an der Edeln Herd zum Leben er erwarme,
Und pflegereich erquickt die Reise fördern kann.

So keimet wundervoll der Jesu - Lehre Blüthe
In höh'rer Region, als jene der Natur,
Als Abglanz licht empor von ihres Ursprungs Güte,
Und athmet Himmelsduft auf heil'ger Liebe Spur.

7.

Der treue Barri.

Es wirbelt der Schnee, es heuslet der Wind
Die Mutter suchet ihr einziges Kind:
Sie jammert und ruft, vom Gestöber umweht,
Wo auf dem St. Bernhard das Kloster steht.

Der Knabe verließ am Morgen das Haus,
Und spielend gieng er zum Dorf hinaus,
Und haschte die Flocken bald fern und bald nah,
Um Mittag ist's; noch ist er nicht da.

Und wo er heuslet der starre Nord,
Und wo die Lawine braust fort und fort,
Und auf der Gletscher unendlichen Höh'n,
Da hatt' ich gesucht, doch das Kind nicht gesehn.

Jetzt pocht sie an's graue Klosterthor,
Und einer der Väter tritt hervor:
„Barmherziger Vater, mein einziges Kind,
Vergebens sucht' ich's in Hagel und Wind!“

„Komm vor, mein Barri, mein flinker Hund,
„Du treuer Geselle zu jeglicher Stund’;
„Wohl auf die Gebirge, durch Felsen und Schacht,
„Zu suchen das Knäblein vor sinkender Nacht!“

Mit rüstigen Säzen springt Barri hervor,
Umschnobert die Mutter am knarrenden Thor;
Und kräzt und bellt — als thät er’s so gern —
Und wedelt den Schweif und leckt seinen Herrn.

Die Kürbisflasche mit Wein getränk’t,
Am Halse des wackern Barri hängt;
Nun mahnt ihn der Vater mit freundlichem Ton —
Schon jagt er von dannen, schon ist er entflohn.

Die Mutter sinkt nieder — zum Himmel gewandt —
Der Vater legt segnend auf sie die Hand,
Und spricht: „Vertraue und hoffe; — vielleicht
„Dass Barri, der Treue, dein Kind uns zeigt.“ —

Schon sinkt der Tag, — der letzte Strahl
Malt ferne die Gletscher und Hörner fahl,
Und lauter jammert die Mutter und spricht:
„Mein einziges Kind, er findet es nicht!“

Und auf schrecklichen Höh’n und im grausen Schlund,
Da suchet und schnobert der jagende Hund;
Zeht steht er still, und unverwandt
Lauscht er horchend unter die Gletscherwand.

Und ruhig schlummert und ohne Harm
Das Knäblein, gestützt auf den kleinen Arm,
In einer Grotte von Schnee und Eis, —
Und Barri nahet sich stumm und leis.

Er umwädelt das Kind, nun schmiegt er sich
An seine Wange so inniglich,
Und leckt mit der heißen Zunge es warm, —
Es erwacht, und umschlingt ihn mit seinem Arm.

Und Barri, der Freundliche, trippelt und streckt
Sich vor dem Kinde, das bald ihn neckt,
Und bald ihn drückt und gar zuletzt
Sich auf ihn, wie ein Reiter setzt.

Nun glänzt der Mond auf Berg und Thal,
Es wächst und mehrt sich der Mutter Qual,
Verzweifelnd stürzt sie jetzt aus dem Thor,
Und starret zum sternigen Himmel empor.

Horch! — horch! — es regt sich die todte Welt!
Hat fern, ganz fern nicht ein Hund gebellt?
Doch nein, es war der Wind im Grund'!
Still! — Nein! — es bellst, es bellst ein Hund!!

Jetzt bellst es wieder und nähert schon,
Es ist der Barri, es ist sein Ton!
Und näher kommt es im schnellen Lauf, —
Es kommt, es kommt den Berg herauf!!

Er ist's! O Mond! enthülle dich ganz
Und gieße herab den schönsten Glanz,
Und gieße ihn über Bernhards Höhn,
Damit wir das Schönste enthüllt sehn!

Der Knabe schläft; er hat die Hand
Um seines Retters Hals gespannt;
Sein Köpfchen, wie hingegossen, ruht
Auf Barri's Kopf, so weich, so gut.

Und Barri dreht den Kopf und macht
Behutsam, daß das Kind nicht erwacht:
Mit unbeschreiblicher Himmelslust
Drückt die Mutter das Kind und den Hund an die
Brust.

Nun schweige Lied! — deß' Herz nicht leer,
Bedarf nun keines Wortes mehr;
Und wer mit Recht sich edel nennt,
Auch des wackern Barri Werth nicht verkennt.

In h a l t.

	Seite
Vorwort.	III
I. Leben und Wirken des hl. Bernhards von Menthon	1
1. Bernhards Geburt	3
2. Bernhard studirt in Paris	5
3. German gibt Bernhard weise Lehren in Bezug auf der Standeswahl	7
4. Bernhards Rückkehr nach Menthon, Aussicht auf eine Berehigung	10
5. Bernhards Widerstand gegen die Heirath, Verharren der Eltern bei ihrem Wunsche	12
6. Bernhards heimliche Flucht	14
7. Bernhards Brief an seinen Vater	16
8. Drohende Spaltung zwischen Molans und Menthon	18
9. Bernhard findet in Aosta freundliche Aufnahme und wird Priester	20
10. Bernhard zerstört auf den Alpen den Götzen Dienst. (Mit einem Holzschnitt.)	23
11. Bernhard baut zwei Hospize	27
12. Bernhard schlägt das Bisikum von Aosta aus	29
13. Bernhards Eltern kommen auf den Jupiters-Berg	31
14. Bernhard gibt sich seinen Eltern zu erkennen	38
15. Die zwei Briefe	41
16. Bernhard vernimmt den Tod seiner Eltern	45
17. Bernhard geht nach Rom	47
18. Bernhards innere Leben	51
19. Bernhard wird in Novara frank	54
20. Bernhards Tod	58
21. Bernhards Wunder und Heiligspredigung	61

II. Notizen über die kirchlichen Hospize auf den St. Bernhardsbergen und dem Simplon, in Beziehung auf äußere und innere Geschichte u. s. w.	65
22. Einleitung	67
23. Die ersten Schicksale der Augustiner-Chorherren auf dem großen Bernhardsberg nach dem Tode des Stifters	68
24. Die verschiedenen Benennungen des Berges	74
25. Der kleine Bernhardsberg	76
26. Die Gefahren des großen Bernhardsberges	77
27. Fortsetzung	83
28. Die Knechte mit den Hunden. (Mit einem Holzschnitt.)	87
29. Die liebreiche Aufnahme im Hospiz	93
30. Die Lage des Hospizes	97
31. Die Totentapelle	104
32. Das reiche Einkommen des Hospizes	110
33. Verlust des Einkommens	115
34. Das Almosensammeln	118
35. Großer Durchpaß über den St. Bernhard	121
36. Das Hospiz auf dem Simplon	127
37. Das Leben der Augustiner auf dem St. Bernhardsberge	132
38. Die neuesten Erlebnisse des kirchlichen Hospizes	136
39. Fortsetzung	140
40. Fortsetzung	148
41. Fortsetzung	157
42. Schlußwort	164
III. Statistisches, Urkunden, Namensverzeichnisse, Gedichte	169
1. Aufzählung der vorzüglichsten dem St. Bernhardsberge früher zugestandenen Präbenden	171
2. Urkunden von 1154 und 1191, beschlagend einzelne dem Hospiz unterstellte Kirchen im ehemaligen Bisthume Genf	172

Seite

3. Muthmaßliche Reihenfolge der Pröpste und Commendataires auf dem großen St. Bernhard	176
4. Wirklicher Bestand des Chorstifts auf dem großen St. Bernhardsberge und des Hospizes auf dem Simplon	179
5. Hymnus in divum Bernardum	182
6. Das Hospiz auf dem St. Bernhardsberge (Gedicht)	184
7. Der treue Barri (Gedicht)	185











